

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

12/86

Dezember

*

Der Ahnen Marmor ist ergraut.
Ein Vogelzug streift in die Weiten.
Ein Faun mit toten Augen schaut
Nach Schatten, die ins Dunkel gleiten.
(Georg Trakl)

*

Redaktion:

Michael Ben, Thomas Neumann

Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Georg Ahrweiler, Dr. phil., geb. 1947; Sozialwissenschaftler, Universität Münster; u.a.: Wende in der Forschungspolitik? in: Forum Wissenschaft 2/84; Bonner Perspektiven oder Über den herrschenden Umgang mit der Wissenschaft, in: Forum Wissenschaft 2/86.

Jens Brockmeier, Dr. phil., geb. 1951; Lehrbeauftragter am Institut für Psychologie der Universität Innsbruck.

Jutta Brückner, Dr. phil., geb. 1941; Prof. für Film und Video in Westberlin; u.a.: Tue recht und scheue niemand, 1975; Hungerjahre, 1980; Kolossale Liebe, 1984.

Günter Gaus, geb. 1929; Journalist, Diplomat; Reinbek; u.a.: Wo Deutschland liegt - Eine Ortsbestimmung (Hoffmann & Campe) 1983.

Sabine Kebir, Dr. phil., geb. 1949; Lehrtätigkeit an den Universitäten Oran und Algier; u.a.: Die Kulturkonzeption Antonio Gramscis, Berlin/DDR 1979.

Michael Otte, Dr. rer. nat., geb. 1938; Prof. für Grundlagen der Didaktik der Mathematik in Bielefeld; u.a.: Mathematiker über Mathematik (Hrsg.) 1974; Mathematik, die uns angeht (gem. mit anderen Autoren) 1980; Wissen als 'society of minds', Einleitungssatz zur dt. Übersetzung von S. Papert: Mindstorms, Kinder, Computer und neues Lernen, 1982.

Hans-Ulrich Treichel, Dr. phil., geb. 1952; Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Germanistik der FU Berlin.

Rafael de la Vega, Dr. phil., geb. 1930; Jurist, Literaturwissenschaftler in Gießen; u.a.: Austromarxismus (m.H.J.Sandkühler) 1970; Marxismus und Ethik, 1970; Ideologie als Utopie — der hegelianische Radikalismus der marxistischen 'Linken', 1977.

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATTE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, Telefon 0211/3 61 33 60
Konto 571 7004 Deutsche Bank (BLZ 300 700 10)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/August)
Abo-Hefepreis 12,- DM (einzeln 15,- DM) + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©: Verlag Michael G. von Bentivegni-W. / Anzeigenpreisliste 1/84
Gestaltung: Kurt Weidemann / Satz: DEBATTE / Druck: Plitt, Oberhausen
Vertrieb: INTER-ABO Betreuungs-GmbH, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1

Editorial I	2
Jens Brockmeier/ Hans-Ulrich Treichel Die Zeit der Poesie	4
Sabine Kebir Courage! Bertolt Brecht aus feministischer Sicht	15
Jutta Brückner Bilder des Bösen	25
Die Bonner Aberkennung Thomas Mann, Brief, Neujahr 1936/37	31
Günter Gaus Gespräch mit Martin Walser	37
Rafael de la Vega Postmoderne Linke? Über die Tragik nicht nur der spanischen Linken I	48
Georg Ahrweiler Basel als unmittelbare Profitquelle	54
Editorial II	56
Michael Otte Wege durch das Labyrinth II Die cartesische Methode und das Konzept der Komplementarität	58
Zeitschriftenschau — Hegel pickt, Hagel packt	71
Gesamtverzeichnis nach Autoren von 1/84-12/86	73

Der Text des Weihnachtsoratoriums, »Gedicht an die Dauer«, den Peter Handke für das Kanzleramt in Bonn verfaßt hat, und den die »Bibliothek Suhrkamp« als Erstausgabe soeben herausbrachte - der Hinweis auf die Erstausgabe in dieser Reihe älterer, schon bewährter Arbeiten will das vorab Klassische des Gedichts kenntlich machen - endet mit den Versen:

Unzuverlässige, nicht zu erbittende,
nicht zu erbetende
Rucke der Dauer:
Ihr seid nun gefügt
zum Gedicht.

Der Bundeskanzler weiß es Handke zu danken, daß er die Kaskade von Mißverständnissen, die sein Newsweek-Interview ausgelöst hat, so vornehm beruhigt. "Wir können Weihnachten auch ohne die Russen feiern", kommentierte, die Sache vorläufig beschließend, Minister Scheuble die Absage einer sowjetischen Regierungsdelegation an Bonn, wobei er sich erinnerte, daß der mit weniger Stimmen gewählte Rechtsvorgänger Kohls seinen Soldaten, als er sie im Sommer 1941 in Richtung Moskau schickte, ebenfalls versprochen hatte, Weihnachten ohne die Russen, nämlich wieder zu Hause zu feiern.

Bei der Sache bleibend,
die mir lieb und die Hauptsache ist,
solcherart ihr Verjähren verhindernd,
fühle ich dann vielleicht,
und ausschließlich unvermutet,
den Schauer der Dauer.

Kohl hatte weiß Gott nicht an Gorbatschow gedacht, als er Göbbels mit ihm in einem Atemzug erwähnte. Sein: "Ich bin ja von mehr Leuten gewählt worden als seinerzeit Hitler", hätte das deutlich machen können. Aber ganz verstanden, wer wirklich gemeint war, als der Name fiel, hat wohl nur Sprecher Ost, der die Schuld für alle Mißverständnisse an sich zog.

Die Dauer entrückt nicht,
sie rückt mich zurecht.
Aus dem Scheinwerferlicht des Tagesgeschehens
flüchte ich entschlossen ins ungewisse Lager der Dauer.

In der Feierstunde zum Volkstrauertag stellte abschließend Dregger klar: "Wer sich in dieser auswegslosen Situation dafür entschieden hat - soweit überhaupt ein Entscheidungsspielraum blieb -, dem Kriegsgegner bis zuletzt zu widerstehen, der hat für seine Person eine ehrenhafte Wahl getroffen. Das gilt insbesondere für die Soldaten des deutschen Ostheeres und der deutschen Marine, die in den letzten Monaten des Krieges die Flucht von Millionen Ostdeutschen vor der Roten Armee zu decken hatten." (Bulletin, Nr. 140/86)

Dauer ist nicht im unvergänglichen
vorzeitlichen Stein,
sondern im Zeitlichen,
Weichen.

Das schließlich hatte Kohl in Bitburg sagen wollen. Und er hat nicht verstanden, daß selbst Reagan ihm dazu nicht die Hand reichen durfte. Nun zahlte er es ihm heim. An München fühlte der Nachfolger sich erinnert, als er Reykjavik kommentierte. Aber an was in München? Er weiß es nicht mehr, die Bilder waren ihm durcheinandergefallen. Er war in Schwärmerei geraten,

in der alles übliche Gegrübel abläßt von mir
und mein Denken das reine Bedenken der Welt wird.

*

Diese Ausgabe der DEBATTE ist fast zu einem Themenheft geworden, in dessen Zentrum das Verhältnis von Kunst und Politik steht, jedoch nicht im obigen Sinn, und auch nicht im unteren. Die Sache ist viel komplizierter als Kohl und Handke sie untereinander aushandeln, und davon ist die Rede bei Brockmeier/Treichel, bei Kebir und Brückner, bei Gaus und Walser und - war vor fünfzig Jahren die Rede bei Thomas Mann, als die Universität Bonn ihm die Ehrendoktorwürde aberkannte und er - irrtümlich? - dem Dekan der philosophischen Fakultät schrieb: "Sie haben die unglaubliche Kühnheit, sich mit Deutschland zu verwechseln! Wo doch vielleicht der Augenblick nicht fern ist, da dem deutschen Volke das Letzte daran gelegen sein wird, nicht mit Ihnen verwechselt zu werden."

*

Daß Christel Kauder für die DEBATTE 11/86 den Scarpetta-Text übersetzt hat und dieser Text selbst unwesentlich gekürzt worden ist, hatten wir in einer Fußnote vermerkt, die uns auf den verschlungenen Pfaden elektronischer Setzerei verlorengegangen ist und hiermit nachgereicht wird.

Die Zeit der Poesie

Wer ein Gedicht schreibt, will nicht nur etwas sagen, er will es zugleich auf eine bestimmte Weise sagen. Er sagt zudem, daß er es auf eine andere Weise nicht sagen will, ja, vielleicht gar nicht für sagbar hält. Er wählt also diese Sprache, die poetische Sprache, nicht, um etwas undurchsichtiger, weniger klar und konkret zu formulieren, als er es in einer anderen Sprache — zum Beispiel der der Wissenschaft — hätte tun können. Er wählt diese Sprache vielmehr, gerade weil er etwas klar und konkret ausdrücken will.

Es ist nicht gesagt, daß das den Dichtern immer gelingt. Wie in anderen Sprachen auch, so hängt die Deutlichkeit dessen, was gesagt und verstanden werden soll, von der Genauigkeit und Empfindsamkeit der Worte ab, mit denen gesprochen wird. Der Unterschied zwischen der poetischen Genauigkeit eines Gedichts und der Exaktheit einer physikalischen Definition scheint auf den ersten Blick zwar unmittelbar einleuchtend; aber er erweist sich oft als nicht mehr oder weniger einleuchtend als — um ein Beispiel zu nehmen, das in der Kunst eine große Bedeutung besitzt — der Unterschied zwischen der physikalischen Definition des Todes und der konkreten Erfahrung, die der Tod für die Menschen, die mit ihm konfrontiert werden, darstellen kann.

Der spanische Dichter Federico García Lorca hat hier, in der Auseinandersetzung mit der menschlichen Todeserfahrung, einen der Bereiche gesehen, in dem allein mit der Genauigkeit der poetischen Sprache das zu erfassen ist, was zugleich alle Ebenen der körperlichen und geistigen Wahrnehmung des Menschen, sein Fühlen, Denken und Vorstellen miteinbezieht: der Tod als eine Art Lebenserfahrung, vielleicht der äußersten, die dem Menschen begegnet, und die Poesie als eine Art Sprache dieses Äußersten. Es ist eine eigenartige Nähe zum Tod und zum Sterben, die die Dichtung Loras durchdringt, und wer sich auf sie einlassen will, muß wissen, daß hier die Zeit der Poesie in die Zeit des Todes übergeht.

Die Dichtung und der Tod

Der Tod, um den die Dichtung Loras immer wieder kreist, ist zunächst natürlich nicht zu verstehen ohne seine *Hispanidad*. Der "spanische Tod" ist eingebettet in eine jahrhundertlange Tradition der Volkskultur, der Musik, der bilden-

den und darstellenden Künste Spaniens. Aber Lorca eröffnet noch einmal einen neuen, im faszinierenden und problematischen Doppelsinne des Wortes *poetischen* Zugang zu seiner Welt des Todes. Und wir schließlich, wir kommen nicht umhin, die Dichtungen Loras noch einmal in einer anderen zeitlichen Brechung zu lesen. Am 19. August 1936, einige Wochen nach Ausbruch des Bürgerkrieges, wurde der Dichter, achtunddreißigjährig, von spanischen Falangisten ermordet. Der spanische Bürgerkrieg, aus dem nach dreijährigem erbitterten Kampf schließlich die Faschisten als Sieger über die Republik hervorgingen, führte zu einer fast vierzigjährigen Diktatur, zu Verfolgungen, tausendfachen Morden. Es ist der Grabspruch des Dichters Maria José Larra, der auch auf Loras Grabstein hätte Platz finden können: "Hier ruht die eine Hälfte Spaniens, sie starb durch die andere Hälfte."

"Als dann die reinen Formen unterm Zirpen/ der Margeriten ganz versanken/ begriff ich, daß man mich ermordet hatte"¹ — Als Lorca dies 1929 schrieb, war er in der "gefährlichen dichterischen Welt der Visionen"² längst zuhaus. Eine Welt, die den eigenen Tod, ja sogar die eigene Ermordung ebenso nahegerückt hat wie die Schönheit des Lebens. Niemand jedoch, auch der Dichter nicht, weiß, wann und wie er sterben wird. Wenn es ihm die eigene Dichtung, die ästhetische Eingebung, verrät, dann tut sie dies mit der Gewißheit des imaginativen Blicks. Auch wenn Lorca nicht ermordet worden wäre, so wären diese seine Verse, so wäre seine Ermordung dennoch 'wahr'. Es ist die Wahrheit des poetischen "Dämons", des *duende*,³ wie Lorca sagt, die ihn begreifen macht, ihn sehen läßt. Es ist die Wahrheit jenes todnahen Dämons, "der seine Flügel aus rostigen Messern über den Boden schleift"⁴.

Alle Dichtung Loras weiß um den Tod: Die Dichtung sucht den Tod, und ihre Muse, der Dämon, kommt nur, wenn er eine Möglichkeit des Todes erblickt. "Die magische Eigenschaft der Dichtung besteht darin, immer eins zu sein mit dem Dämon, um mit dem dunklen Wasser alle die zu taufen, die ihn anschauen; denn mit Dämonen ist es leichter zu lieben und zu begreifen, und sicher, geliebt, geliebt und begriffen zu werden. Und dieser Kampf um den Ausdruck und die Kommunikation nimmt in der Poesie manchmal tödliche Züge an."⁵

In der 'dämonologischen' Poetik Loras ist allerdings die Todesnähe der Poesie nicht lediglich Ausdruck ihrer Todesverliebtheit oder gar Todesverfallenheit. Der Tod ist eine dichterische Abstraktion, ein gestaltloses Wesen, das den Dämon, diesen schwarzen Engel, der fast wie ein schattenhafter Begleiter des benjaminschen Engels der Geschichte erscheint, auf den Weg schickt, auf den Weg zur Kunst und zur Poesie: "Durch den leeren Bogen kommt ein mentaler Wind, der beharrlich über die Köpfe der Toten bläst — auf der Suche nach neuen Landschaften und unbekannten Akzenten; ein Wind, der nach Kinderspeiichel, nach zerstampftem Gras und nach Medusenschleier riecht, und der die ewige Taufe des im schöpferischen Augenblick Erschaffenen ankündigt."⁶

Aber in Loras optimistischer Deutung ist die Dichtung zugleich das, was den Tod überwindet. Sie kommt aus ihm, um über ihn hinauszugehen. "In allen Ländern ist der Tod ein Ende. Er kommt, und die Vorhänge werden zugezo-

gen. In Spanien nicht. In Spanien werden sie aufgezogen. Viele Leute leben in ihren vier Mauern bis zum Tag ihres Todes, der sie in die Sonne bringt. In Spanien ist ein Toter als Toter lebendiger als sonst auf der Welt..." (3, S.48) Von dieser spanischen Vision eines schönen, das Leben überwältigenden Todes ist auch noch Lorcás großer Trauergesang von 1935 »Llanto por Ignacio Sánchez Mejías« getragen, ein Klagelied um den Freund und berühmten Stierkämpfer, der in der Arena den Tod fand.⁷ Auf verschiedenen Ebenen wird eine Verbindung zwischen dem lebenden Ignacio, dem Matador, dem "Töter", der prunkvoll und heroisch verklart im Licht der Arena erscheint —

Kein Fürst war je in Sevilla,
den vergleichen man könnte mit ihm,
kein Degen je wie sein Degen,
kein Herz wie sein hochherziges Herz.
Wie ein Strom von Löwen, so war
seine Kraft, ein Wunder der Kraft,
und wie ein Torso aus Marmor
seine scharf gezeichnete Klugheit.
Luft andalusischen Roms
vergoldete ihm seinen Kopf...

— und dem im Staub liegenden Toten —
Denn gestorben bist du für immer,
wie alle Toten der Erde,
wie alle Toten — vergessen
in einem Haufen verendeter Hunde.
— gesucht, beschworen, verworfen:
Nein.
Ich will es nicht sehn!
Es gibt keinen Kelch, der es faßte,
keine Schwalbe gibts, die es tränke,
keinen Lichtreif, der es gefröre,
keinen Sang, keine Sintflut von Lilien,
es mit Silber zu decken, kein Wasser.
Nein,
Ich will es nicht sehn!!

Das immer wiederkehrende "Nein, ich will es nicht sehn!" richtet unseren Blick gerade auf das schreckliche Geschehen, so wie die 'Unsagbarkeit' der Tragödie sich in den leuchtendsten Bildern ausspricht. Die poetische Geste der Verweigerung, die Verneinung eines Todes, der nur noch dem Tod gehört und damit nicht mehr der Kunst, dem Kampf, dem Leben und der Schönheit, verleiht noch einmal dem Schrecklichen Glanz und insistiert so auf dem Triumph der Poesie. Das Gedicht Lorcás vollzieht nach, was sich in der Symbolik des spanischen Stierkampfes ausdrückt: das Drama des menschlichen Kampfes gegen den sich nähernden Tod, das zugleich auch ein Schauspiel der Auferstehung ist, denn kaum ist der tote Stier aus der Arena verschwunden, erscheint er auf ein Hornsignal hin erneut und in strahlendem Schwarz an der Pforte unter der Uhr. Um noch einmal und aufs neue zu sterben und hinausgeschleift zu werden aus dem blutigen Sand der Arena.

Nur selten gelingt es einem Stier, das dreiaktige Schauspiel des Kampfes zu überleben, den Stierkämpfer zu töten und vom Publikum, als Lohn für die Tapferkeit, gewissermaßen begnadigt zu werden. Doch zuweilen gelingt es, denn die Gefahr, der mögliche Tod des Matadors, gehört zum Ritual. Er verleiht erst dem Kampf seine tragische Aura. Seine Verletzlichkeit erst macht den Matador zum Helden. Auch García Lorca besingt Ignacio Sánchez Mejías erst nach seinem Tod. Auch dies ein Tod, so will es das Gedicht, der immer wiederkehrt, zur selben Zeit, zur gleichen Stunde, "am Nachmittage um fünf Uhr":

Am Nachmittage um fünf Uhr.
Am Nachmittage war es um fünf Uhr genau:
Ein Knabe brachte das weiße Leintuch
am Nachmittage um fünf Uhr.
Ein Korb mit Kalk stand längst bereit
am Nachmittage um fünf Uhr.
Alles andere war Tod und nur Tod
am Nachmittage um fünf Uhr.

Einer magischen Beschwörung gleich wird diese Stunde, "am Nachmittage um fünf Uhr", immer wieder angerufen. Es ist die Stunde des Todes, aber es ist auch die Zeit des Gesangs, der Poesie. Wie auf einem Bild von Salvador Dalí sind alle Uhren angehalten. Der Zeitfluß versiegt wie das Blut im Sand der Arena. Es ist allein die poetische Sprache, die beharrlich insistiert auf diesem Augenblick des Schreckens, ihn festhält und steigert zu höchster Präsenz, fast als fürchte der Autor um sein Vergehen:

Am Nachmittage um fünf Uhr
legte Eier der Tod in die Wunde,
am Nachmittage um fünf Uhr.
Am Nachmittage um fünf Uhr.
Am Nachmittage um fünf Uhr genau.

Der Tod ist kein Ende. Er ist ein Anfang. Lorcás Gedicht setzt diesen Anfang immer wieder neu, weil es, angesichts des toten Matadors, nicht erträgt, daß es ein wirkliches Darüberhinaus nicht gibt. Denn "alles andere war Tod und nur Tod".

"Alles andere", das sind auch jene historischen Erfahrungen dieses Jahrhunderts, ohne die wir heute Lorcás Dichtung nicht mehr lesen können und die alle Poetisierung des Todes so fragwürdig machen. Unmöglich ist es uns heute, den Tod als ein ästhetisches Ereignis zu empfinden, als ein "nationales Schauspiel, wo der Tod lange Clairontöne bläst, wenn der Frühling kommt".⁸ Noch 1936 schrieb Lorca: "Die Arena ist der einzige Ort, wohin man geht, um mit Sicherheit den von strahlendster Schönheit umgebenen Tod zu sehen."⁹ Die Wirklichkeit jedoch, die den spanischen Mythos des einsamen und schönen Todes in der Arena auslöschte, erschien einige Monate nach der Ermordung Lorcás am spanischen Himmel über den Arenen: die Bomberstaffel der »Legion Condor«, die Hitler der faschistischen Bürgerkriegsarmee zu Hilfe geschickt hatte. Lorcás Gedicht scheint noch ganz unberührt von diesen Erfahrungen, doch vielleicht drückt sich gerade in der Beharrlichkeit, mit der Lorca festhält an der Be-

sonderheit des individuellen Todes, eine geheime Ahnung aus von der Vergeblichkeit, diesen noch für sich, für das Leben und die Poesie zu reklamieren.

Das Ende der poetischen Imagination

Lied des verdorrten Orangenbaumes
(Für Carmen Morales)

Holzhauer, hacke
den Schatten mir ab.
Nimm von mir die Marter
mich fruchtlos zu sehn.

Warum zwischen Spiegeln
ward ich geboren?
Mich meidet der Tag,
es öffnet mich die Nacht
in jedem der Sterne.

Leben will ich. Doch
ich will mich nicht sehn.
Und träumen will ich,
daß Ameisen Blätter
und wehende Zäsuren
Vögel mir sind.

Holzhacker, hacke
den Schatten mir ab.
Nimm von mir die Strafe,
ohne Frucht mich zu sehn.

Auch in Lorcás »Lied des verdorrten Orangenbaumes«¹⁰ wird ein Sterben beklagt und ein Tod. Doch dieser Tod ist ein Tod, der eins ist mit dem Ende der poetischen Imagination. Es ist ein stiller, ein einsamer und glanzloser Tod, ein langsames Verdorren, kein plötzlicher Sturz. Es sind gleichsam zwei Gedichte anwesend in diesem Gedicht. Eins, welches Bilder malt vom sprechenden Orangenbaum, von der Nacht, den Sternen, von Blüten und Vögeln, von Schatten und Licht, welches also der Natur und ihren Metaphern verpflichtet ist, und ein anderes, welches dieser Anordnung zuwiderläuft, ja sie sogar zerstört: »Holzhauer, hacke den Schatten mir ab.« Lorcás Lied vom Ende der poetischen Fruchtbarkeit ist auch ein Lied vom Ende der ästhetischen Heroik, ein Lied vom bitteren Kompromiß: »Leben will ich, doch ich will mich nicht sehn.« Der Wunsch nach einem Werk, das Verfall verwandelt in Blüte und Agonie in Gesang, ist hier ganz eingegangen in den Wunsch, nicht mehr »zwischen Spiegeln« zu leben und dem Staub der Realität die Blüten der eigenen Träume entgegenzusetzen, wohl wissend, daß es bloße Träume sind. Das verleiht dem Gedicht, in dem kein »Blut kommt mit Gesang«, einen bescheideneren Ton gegenüber der rhythmischen und poetischen Unerbittlichkeit der großen Klage um

Ignacio. Und doch gelingt es der 'kleinen Klage' des Orangenbaums, der sein Verdorren beklagt und wohl auch den Boden, der ihn verdorren läßt, auf ihre Weise, im Eingeständnis des Verlustes des ästhetischen Bezirks, diesen neu zu betreten, indem sie der Fruchtlosigkeit Sprache verleiht. *La luz del poeta es la contradicción*, lautet ein Wort Lorcás, das Licht des Dichters ist der Widerspruch. Nicht das Licht ist in Lorcás Lied Metapher und Ort der Erkenntnis, sondern der Schatten. Aber es ist ein Schatten, aus welchem das Licht als Licht überhaupt erst sichtbar wird. Ihn abzuhaue hieße, die Augen für immer vor sich selbst zu verschließen, den Ort zu zerstören, an dem der Umriß der eigenen Gestalt erst sichtbar wird. Das Gedicht hält diesen Widerspruch aus, ja es lebt geradezu aus ihm. Der Orangenbaum allerdings, würde der Holzhauer ihn jemals erhören, überlebte es nicht.

Der Garten der Poesie

Brechts Gedicht »Der Blumengarten« spricht, wie auch Lorcás »Lied des verdorrten Orangenbaumes« von dem Wunsch nach poetischer Produktivität und Fruchtbarkeit und von dem unentrinnbaren Schatten, der durch die Zeit, die Lebenszeit des Dichters und die Zeit der geschichtlichen Ereignisse, auf die Poesie fällt. Doch hat das Gedicht Brechts nicht den expressiven, klagenden und wütenden Gestus Lorcás, es ist besinnlicher und versöhnlicher gestimmt.¹¹

Der Blumengarten

Am See, tief zwischen Tann und Silberpappel
Beschirmt von Mauer und Gesträuch ein Garten
So weise angelegt mit monatlichen Blumen
Daß er vom März bis zum Oktober blüht

Iller, in der Früh, nicht allzu häufig, sitz ich
Und wünsche mir, auch ich mög allezeit
In den verschiedenen Wettern, guten, schlechten
Dies oder jenes Angenehme zeigen.

In dem wie eine japanische Tuschzeichnung komponierten Gartenbild der ersten Strophe begegnet uns eine poetische Landschaft, in der wir unschwer den Garten der Poesie und der ästhetischen Imagination erkennen. Es ist ein Garten, in bewußtem Einklang mit der Natur und mit dem Lauf ihrer Zeit angelegt. Ein Gedicht also, wie es scheint, über die Möglichkeiten der Schönheit (schließlich geht es um keinen Gemüsegarten) und ihres Genusses, über das Wechselverhältnis des Genießens, das zwischen dem Dichter und dem von Menschen angelegten Garten besteht: Dem Genuß des Angenehmen, das der Garten dem Dichter gewährt, entspricht der Genuß des Angenehmen, mit dem sich die Dichtung revanchiert. Und in der Tat, so ist das Gedicht auch gedeutet worden.¹² Doch vergessen wir nicht, das Problem der Schönheit hat sich für Brecht weniger als ein Problem des Genusses und des Konsums gestellt, sondern als Frage der Nützlichkeit, als Frage der (künstlerischen) Arbeit. Schönheit ist nicht

der Antipode des 'nur' Nützlichen, sondern eine Eigenschaft des begreifenden, des 'nützlichen Genusses'. Erst vor dem Hintergrund dieser Ästhetik und seiner eigenen Arbeitsleidenschaft bekommt Brechts Bemerkung ihren Sinn, "es wird sich herausstellen, daß wir ohne den Begriff der Schönheit nicht auskommen".

Aber für die Herstellung von Schönheit und Nützlichkeit, der des Gartens wie der der Kunst, sind Voraussetzungen nötig. Und zwar auch Voraussetzungen, die, wie bei aller Arbeit, durch die Arbeitenden, also auch durch den Dichter, nicht allein geschaffen werden. Das Gedicht »Der Blumengarten« gehört in den Zyklus der »Buckower Elegien«. Ihm ist ein Motto vorangestellt, das uns einen Eindruck davon vermittelt, wie Brecht diese Voraussetzungen seiner Arbeit zur Zeit der Entstehung des »Blumengartens« beurteilte.¹³

Ginge da ein Wind
Könnte ich ein Segel stellen.
Wäre da kein Segel
Machte ich eines aus Stecken und Plane.

Jede Zeile dieses Gedichts ist ein Konjunktiv, alle vier beschreiben eine Möglichkeit. Zugleich macht schon die erste Zeile klar, wie es mit der Wirklichkeit beschaffen ist, die hier, wenngleich nicht angesprochen, beschrieben wird. Ein 'Segel stellen', ein 'Segel setzen', seit der Antike eine Metapher für das Schreiben und Dichten, hat nur Sinn bei guten Winden. Völlig ohne äußeren Antrieb regt sich auch die Poesie nicht, sie kann wie die Schifffahrt nicht nur aus sich leben. Gäbe es irgendeinen Wind, nur einen Hauch von Bewegtheit, so könnte eine Fahrt beginnen oder fortgesetzt werden, und sei es mit elementarsten Mitteln. Die Pointe besteht, wie wir bemerken, jedoch darin, daß wir über einen Sachverhalt ein Gedicht lesen, das uns von einem objektiven Mangel an Bewegtheit und Produktivität berichtet, der eigentlich dieses kleine, aber kunstvolle Gedicht nicht hätte hervorbringen dürfen.

Die Bewegungslosigkeit, das Stillstehen der Zeit in einer von den gesellschaftlichen Geschehnissen unberührten ("in der Früh") arkadischen Idylle, verspüren wir auch in dem Gedicht vom »Blumengarten«. Aber wir spüren auch, es ist nicht jene Ruh, die über allen Wipfeln ist, und die uns an Goethes Thüringer Wald, die "reine und ruhige Gegend" erinnert. Buckow ist nur einen Steinwurf von Berlin entfernt, und Berlin, das ist für Brecht nicht nur das Zentrum des politischen Geschehens in Deutschland gewesen, sondern auch das seines eigenen Lebensengagements. Und auch hier, in diesen scheinbar so persönlichen und privaten Schilderungen der »Elegien«, läßt sich nicht absehen von diesem Lebensengagement, tönt aus dem Hintergrund, wenn auch leise und vermischt mit dem Rauschen des märkischen Windes, der Lärm der großen Stadt herauf.

Schon die unmittelbaren Anlässe für die in Buckow "zwischen Tann und Silberpappel" geschriebenen Gedichte müssen uns nahelegen, ihre zum Teil rein naturlyrisch anmutenden Wahrnehmungen auch als gesellschaftliche, politische Wahrnehmungen zu verstehen. Die »Buckower Elegien« sind politische Lyrik. Brecht hat sie 1953 geschrieben, als er sich nach den Ereignissen des 17. Juni

nach Buckow am Schermützelsee in der Märkischen Schweiz, "beschrmt von Mauer und Gesträuch", zurückzog. Die hier entstandenen Elegien sind typische Alterslyrik, distanziert, 'weise', mit einem überall spürbaren Zug wissender Melancholie, den Erfahrungen von "verschiedenen Wettern, guten, schlechten"; im klassischen Sinne "naiv", sind sie innerhalb der deutschen Lyrik vergleichbar nur mit Goethes »West-östlichem Diwan«.¹⁴ Sie sind bestimmt vom Nachdenken auch über die Zeit und die (noch verbleibenden) Möglichkeiten, mit ihr in einer Art Einklang, wie dem des Gartens mit der Natur oder des Segels mit dem Wind, zu leben. Und sie sind durchzogen von dem scheinbar so bescheidenen, und doch Brechts ganzes Leben orientierenden Anspruch, zu arbeiten, als Schriftsteller und Intellektueller nützlich zu sein, "dies oder jenes Angenehme (zu) zeigen".

Doch ihre Sprache selbst läßt nicht verborgen, unter welchen Voraussetzungen dieses poetische Nachdenken des Marxisten Brecht erfolgt. Die zweite Strophe unseres Gedichts vom "Blumengarten" macht deutlich: Der Blumengarten ist die Sprache einer Utopie. Er ist ein Wunsch, ein Hoffnungsentwurf, "nicht allzu häufig" geäußert, ein poetischer Versuch über die ästhetische Imagination, über die Möglichkeiten des gesellschaftlichen Engagements des Dichters und der Kunst, über den Wind in Zeiten, die Brecht in Buckow eher als windstill, als im schlechten Sinne 'zeitlos' empfand.

Es ist die Idee eines 'dialektischen Friedens' mit der Welt und mit der eigenen Unruhe und Unzufriedenheit, die Brecht in jenen ruhigen Wochen in dem märkischen Haus und seinem Garten am See beschäftigt hat. Der Versuch des Sich-abfindens mit Ungeduld und Traurigkeit, in ein Gleichgewicht gebracht mit Hoffnung und menschlicher Wärme, erzeugt eine stille einverständige Freundlichkeit, die jedoch ohne die allgegenwärtige, wenngleich nicht ausgesprochene Stimmung eines "Warte nur balde/ Ruhest du auch" wohl nicht denkbar wäre.

Die Made der Zeit

Doch wie kann jene subjektive Versöhnung mit der Zeit aussehen, die Brecht sich gewünscht hat? Wir wissen nicht, ob es ihm gelang, sich diesen Wunsch auch zu erfüllen, schließlich sind Elegien 'Klagegesänge'. Und wollte er sich überhaupt mit allem versöhnen, auch mit dem, was der Titel eines anderen Gedichts aus dem Buckower Zyklus benennt: »Große Zeit, vertan«? Sucht nicht gerade die Poesie durch ihre eigenartige Fähigkeit, verschiedene Zeitebenen miteinander zu verschränken und ineinander zu spiegeln, eher danach, die Zeit offen zu halten, unversöhnlich, und zwar auch die vergangene? In dem Gedicht von Dylan Thomas »Was there a time« wird schon die Titelzeile zur Frage.¹⁵ Eine Frage, auf die die restlichen Zeilen eine unzweideutige Antwort geben.

Gabs eine Zeit

Gabs eine Zeit als Tänzer mit ihren Geigen
Kindern in Zirkussen aufschieben konnten die Sorgen?

Vorzeiten konnten sie weinen über ein Buch,
Doch die Made der Zeit kriecht jetzt ihren Spuren nach.
Unsicher sind sie unter des Himmels Bogen.
Was unbekannt bleibt ist am sichersten in diesem Leben.
Unter den Himmelszeichen haben die ohne Arme
Die reinsten Hände, und wie der einzige Unverletzte
Der herzlose Geist ist, so sieht der Blinde am besten.

Dylan Thomas bestreitet zumindest für die Kunst nicht nur die Möglichkeit jeglicher Projektion von Harmonie und Idylle in die Vergangenheit; er leugnet überhaupt, daß eine Zeit durch sich selbst erfüllt sein kann. Schon die sehnsuchtsvolle wie sentimentale Kindheitserinnerung an den Zirkusbesuch, an die Tänzer mit ihren Geigen, an diesen doch eigentlich so harmlosen und die Sorgen ein wenig aufschiebenden 'Zeitvertreib', rückt Thomas in das Licht der poetischen Desillusionierung. Die versöhnliche Erinnerung trägt, der vergangene Frieden ist faul. Wir können uns mit der Vergangenheit als einem durch den zeitlichen Abstand harmonisierten 'Damals' nicht versöhnen, noch uns von ihr befreien, weil es eine untilgbare Spur gibt, die uns mit ihr verbindet: unsere Lebenszeit. Auf dieser Spur frißt sich die Made der Zeit voran, sie lebt von der gelebten Zeit, nährt sich von unseren Einbildungen, Illusionen, Enttäuschungen, Tränen. Das was vorbei ist, erlaubt ihr, voranzukommen. Das was vorüber ist, bindet sie an uns. Und nichts ist da zu sehen, was dieses Kriechen hinter uns aufhalten könnte.

Die klassische Aufgabe der Dichter, die großen Ereignisse ihrer Zeit festzuhalten und sie der Nachwelt zu überliefern, wird hier in ihr Gegenteil verkehrt. "Was unbekannt bleibt, ist am sichersten in diesem Leben." Das heißt aber auch, daß Namensgebung, die Aufgabe aller Dichtung, Benennung des so noch niemals Benannten, den Weg von der Sicherheit in die Unsicherheit geht. In die Unsicherheit der Selbsterkenntnis, der Selbstoffenbarung und der Desillusionierung ebenso wie in die der poetischen Arbeit, die nur unter großen Mühen gelingt, denn sie erlaubt, wie das Leben auch, am Ende keinen Kompromiß: "There must be no compromise", schrieb Dylan Thomas, "there is always the one right word".¹⁶

Thomas konnte ganze Tage auf ein Wort oder einen Vers, Wochen und Monate auf einen Gedichtentwurf verwenden, auf der Suche etwa nach möglichen Verknüpfungen mit einem Wortspiel aus der lyrischen oder hymnischen Tradition seiner walisischen Heimat oder nach einem fehlenden poetischen Bild, dem "one right word". Zugleich aber, und hier entfaltet sich eine spezielle Dialektik seiner poetischen Erkenntnis, konnte er von sich behaupten: "I'm getting more obscure day by day..."¹⁷ Poetische Genauigkeit, so scheint es, erzwingt auch Dunkelheit. Dylan Thomas Zeile "so sieht der Blinde am besten" ließe sich auch in diesem Sinne verstehen. Freilich steht damit der Begriff der Blindheit selbst zur Disposition, wird er doch zu einer Metapher des Sehens. *Telescoping of images* hat die Kritik Thomas Verfahren genannt, die Verschachtelung poetischer Bilder und Symbole, klanglicher und syntaktischer Strukturen wie die ineinandergeschobenen Rohre eines Teleskops.

Der weiteste Blick geht in die Dunkelheit. Auch in die Dunkelheit jener Ferne, aus der wir kommen und aus der der Dichter kommt. Aber Thomas weiß, daß uns unsere eigene Zeit so nah und so fern ist wie die Sterne auf des "Himmels Bogen". Doch selbst, wenn wir uns ihr verweigern wollten, um rein zu bleiben - "Unter den Himmelszeichen haben die ohne Arme die reinsten Hände", heißt es in dem Gedicht —, sie sieht uns nichts nach. Es ist die 'nahe Ferne' der eigenen Lebenszeit, die uns nachkriecht wie jene Made, die unaufhörlich gelebtes Leben verzehrt und sich erst im Tod entpuppt und mit lautlosem Flügelschlag entschwebt.

Die Unmöglichkeit der Poesie

Das Bedürfnis des Zurückblickens in die eigene Zeit, das wir etwa in den »Buckower Elegien« aus dem Jahre 1953 dem 'alten' Brecht zugeschrieben, sieht Dylan Thomas, der 1953, erst neununddreißigjährig starb, als eine Lebensnotwendigkeit der Dichtung überhaupt. Die Unmöglichkeit, die Poesie von diesem 'zeitlichen' Blick auf die Dinge zu lösen, ist aber zugleich auch etwas, was sie immer wieder mit Trauer, zumindest mit Traurigkeit oder, wie bei Brecht, mit einer melancholisch-klagenden Stimmung erfüllt hat. Das Gedicht »Tannen«¹⁸, zusammen mit dem vom »Blumengarten« entstanden, bündelt diese Stimmung und bringt sie ins Bild.

Tannen

In der Frühe
Sind die Tannen kupfern.
So sah ich sie
Vor einem halben Jahrhundert
Vor zwei Weltkriegen
Mit jungen Augen.

Das Betrachten des Natur-Schönen, der 'kupfernen' Tannen in der Frühe, wird mit Betrachtungen über die Unmöglichkeit eines solchen Betrachtens verbunden. Und es wird auf die Gründe, die subjektiven und die objektiven, verwiesen, die so unabstreitbar die Welt der Tannen und die Welt des Betrachters verändert haben, daß sich jedes Wort zu ihrer weiteren poetischen Begründung erübrigt. Die Zeilen des Gedichts bekommen so eine Kürze, als seien sie selbst Augenblicke: Blicke mit jungen Augen und mit alten zugleich.

Wir wissen, daß das nicht geht, und doch scheint es hier nur so zu gehen. Wie sollte es noch möglich sein, nach alldem, der Blick auf die Welt allein als auf 'kupferne Tannen'? Und doch ist es das Gedicht selbst, das ihn uns schwarz auf weiß vorführt, und sei es auch in der Verneinung, der Relativierung, der Entschuldigung. Es stellt durch sich selbst fest: Wenn sie nicht auf der Brechung dieser Unmöglichkeit bestehen würde, wie sollte Poesie dann noch möglich sein? Immerhin, auch ohne Poesie bliebe so etwas übrig wie Zeit. "Selbst die Sintflut/ Dauerte nicht ewig."¹⁹

- 1 Federico García Lorca: Dichter in New York. — Frankfurt a.M. 1963, S.13.
- 2 Federico García Lorca: Das dichterische Bild bei Don Luis de Góngora. In: Ders.: Werke in drei Bänden. Ausgewählt und übertragen von Enrique Beck. — Frankfurt a.M. 1982, Bd. 3, S.17 f.
- 3 Vgl. Federico García Lorca: Teoría y juego del duende. In: Ders.: Obras Completas, Tomo 1, Madrid 1954 (1980), p.1097-1109.
- 4 Federico García Lorca: Theorie und Spiel des Dämons. In: Ders.: Werke Bd. 3, S.47.
- 5 Ebd. S.51.
- 6 Ebd. S.56.
- 7 Vgl. Federico García Lorca: Llanto por Ignacio Sánchez Mejías. In: Ders.: Obras Completas, Tomo 1, S.551-558. Wir zitieren im folgenden nach der deutschen, nicht ganz unumstrittenen Übersetzung von Enrique Beck. Vgl.: Federico García Lorca: Gedichte. Ausgew. und übertragen von Enrique Beck. — Frankfurt a.M. 1977, S.114-122. Um einen Vergleich mit dem spanischen Originaltext zu ermöglichen, nachstehend die entsprechenden Passagen aus den »Obras Completas«:
 "No hubo príncipe en Sevilla/ que comprarése pueda/ ni espada como su espada/ ni corazón tan de veras./ Como un río de leones/ su maravillosa fuerza/ y como un toro de mármol/ su dibujada prudencia./ Aire de Roma abdaluz/ le doraba la cabeza...// Porque te has muerto para siempre/ como todos los muertos de la Tierra/ como todos los muertos que se olvidan/ en un montón de perros apagados./ No/ ¡ Que no quiero verla!/ Que no hay cáliz que la contenga/ que no hay golondrinas que se beban/ no hay escarcha de luz que la enfrie/ no hay canto ni diluvio de azucenas/ no hay cristal que la cubra plata/ No/ ¡ Yo no quiero verla!// A las cinco de la tarde/ Eran las cinco en punto de la tarde/ Un niño trajo la blanca sábana/ a las cinco de la tarde/ Una espuerta de cal ya prevenida/ a las cinco de la tarde/ Lo demás era muerte y solo muerte/ a las cinco de la tarde...// A las cinco de la tarde/ la muerte puso huevos en la herida/ a las cinco de la tarde/ A las cinco de la tarde/ a las cinco en punto de la tarde.
- 8 Federico García Lorca: Theorie und Spiel des Dämons, a.a.O. S.54.
- 9 Ebd.
- 10 Zit.n. Federico García Lorca: Gedichte, a.a.O. S.80. Die Originalfassung (zit.n. Federico García Lorca: Obras Completas, Tomo 1, S.389) lautet: "Cancion del naranjo seco (A Carmen Morales)// Leñador./ Córta me la sombra./ Líbrame del suplicio/ de verme sin toronjas.// ¿Por qué nací entre espejos?/ El día me da vueltas./ Y la noche me copia/ en todas sus estrellas.// Quiero vivir sin verme./ Y hormigas y vilanos/ soñaré que son mis/ hojas y mis pájaros.// Leñador./ Córta me la sombra./ Líbrame del suplicio/ de verme sin toronjas."
- 11 Bertolt Brecht: Buckower Elegien. Mit Kommentaren von Jan Knopf, Frankfurt a.M. 1986, S.10.
- 12 Vgl. Wulf Segebrecht: Bertolt Brecht: Der Blumengarten; in: M. Reich-Ranicki (Hrsg.): Frankfurter Anthologie. Gedichte und Interpretationen, Bd. 4, Frankfurt a.M. 1979, S.165.
- 13 Bertolt Brecht: Buckower Elegien, a.a.O., S.7.
- 14 Jan Knopf: Nachwort zur Edition, in: Bertolt Brecht: Buckower Elegien, a.a.O., S.121.
- 15 Dylan Thomas: Ausgewählte Gedichte, Zweisprachige Ausgabe, Übersetzungen ins Deutsche von Erich Fried, München 1984, S.11. Das englische Original lautet: "Was there a time/ Was there a time they could cry over books./ But time has set its maggots on their track./ Under the arc of the sky they are unsafe./ What's never known is safest in this life./ Under the skysigns they who have no arms/ Have cleanest hands, and, as the heartless ghost/ Alone's unhurt, so the blind man sees best."
- 16 Dylan Thomas: Selected Letters, hrsg. v. Constantine Fitzgibbon, London 1966, S.32 f.
- 17 Ebd. S.122.
- 18 Bertolt Brecht: Buckower Elegien, a.a.O., S.26.
- 19 Ebd. S. 30 aus: »Beim Lesen des Horaz«.

Jedes Wort will wörtlich genommen werden, sonst verweist es zur Lüge, aber man darf keines wörtlich nehmen, sonst wird die Welt zum Tollhaus.

Robert Musil

Sabine Kebir

Courage!

Bertolt Brecht aus feministischer Sicht

"So singt sie vom Schiff mit den acht Segeln, das sie fortbringen wird, ein Schiff unter dem Kommando eines 'mystischen Piraten', des Revolutionärs, für den Jenny den Weg bereitet hat. Der Gerechtigkeit wurde Genüge getan, die alte Gesellschaftsordnung abgeschafft und Jenny befindet sich sicher in der Hand ihres Meisters. Die Kastrationsdrohung ist abgewendet, Jenny zum Schweigen gebracht. Der Aufbau des Textes läßt daher annehmen, daß das, was Polly/Jenny singt, nicht nur eine scharfe revolutionäre Phantasie ist, sondern vor allem eine männliche."

Renate Fischetti¹

Wenn Bertolt Brecht mit seinem Stück »Mutter Courage« Belehrung durch die Unbelehrbare im Sinn hatte, so setzte er ein intelligentes Publikum voraus, das nicht auf Vorgekauft, auf beispielhafte Modelle vom Positiven angewiesen ist. Brecht hoffte, daß das Publikum soweit sei, dieses 'Positive' selbst zu erschließen, daß es Spaß daran haben würde, einen Teil der ästhetischen Arbeit zu übernehmen. Dieser 'Courage-Effekt' tritt uns in seinem Werk häufig entgegen, auch und besonders im Frühwerk. Er macht überhaupt einen Großteil der Attraktivität seiner ästhetischen Methode aus, führt aber doch auch immer wieder zu Mißverständnissen, und zwar nicht allein beim großen Publikum, sondern auch bei einem Teil der Literaturkritik. So stellt die feministische Kritik eine ganze Strömung naiver Brechtrezeption dar, die den Meister beim Wort nimmt. Es mag der relativen Neuheit des Feminismus zuzuschreiben sein, daß sich seine Anhängerinnen offenbar bislang nur vorstellen können, ihrem Ziel — der neuen, an ihren eigenen Bedürfnissen orientierten Frau — näher zu kommen, wenn diese im Text auch explizit vorhanden ist, gewissermaßen als eine Art positive Heldin.

Typisch für diese Haltung ist der von Laureen Klein-Nussbaum kolportierte Anstoß, den Sue Ellen Case auf dem Brecht-Symposium in Oregon 1982 an der Virginia-Figur nahm (der Tochter Galileis, die ihren Vater betreuen und gleichzeitig im Auftrage der Kirche bespitzeln muß), weil sie "keine Eigenschaften oder Funktionen in dem Stück hat, die einer Feministin positiv erscheinen können".² Renate Fischetti hat mit ähnlich strengem Blick auf Brechts Werk darin den patriarchalischen Mythos der "schlechten Frau" entdeckt, die den Mann fortlaufend verrate (was "eine Beleidigung für die Frauen aller Zeiten darstellt"): die Seeräuberjenny, Witwe Begbick und "alle Huren der »Dreigroschenoper« und in »Mahagonny«". In seinen späteren Stücken habe Brecht neue Wege beschritten: "Mit dem Mythos der Mutter waren die Frauen anscheinend besser dran." Doch diese Mütter waren "meistens unterdrückt, nicht sehr klug" und sie "bedürfen dringend der Bildung", womit typische "sexuelle Klischees der Männerliteratur" zum Vorschein kämen.³

In dieselbe Richtung geht Marielouise Jansen-Jurreits Kritik an der Wlassowa-Gestalt:

"Das ist unsere Genossin Wlassowa, gute Kämpferin.
Fleißig, listig und zuverlässig.

...

Ihre Arbeit ist klein, zäh verrichtet und unentbehrlich.

...

Alle Wlassowas aller Länder, gute Maulwürfe
Unbekannte Soldaten der Revolution
Unentbehrlich."

Jansen-Jurreit beanstandet, daß Brecht gerade diese, traditionell der Frau zugeschriebenen Eigenschaften als ihren spezifischen Beitrag zur Revolution hervorkehrte, womit er "unbewußt männliche Herrschaftsperspektiven" habe festschreiben wollen.⁴ Und die amerikanische Feministin Sara Lennox warf Brecht 1978 vor, die Wlassowa als "didaktisches Gebrauchsobjekt" zu mißbrauchen, "indem er ihre Bereitschaft, anderen zu dienen und dabei ihre eigenen subjektiven Bedürfnisse außer acht zu lassen, unterstrich".⁵ Statt dessen wünschen sich Fischetti, Lennox und wahrscheinlich auch Jansen-Jurreit Frauengestalten, die die wirkliche "sexuelle Macht der Frau" zeigen...

Laureen Klein-Nussbaum, die sich ausführlich mit Lennox' Arbeit auseinandersetzt, kritisiert die — häufig im Feminismus anzutreffende dichotomische Sicht auf die soziale Bewegung und die Bewegung zur Befreiung der Frau. Daß auch Klein-Nussbaum den Courage-Effekt in Brechts Werk nicht in Rechnung stellt, zeigt ihre weitgehende Zustimmung zu Lennox' Behauptung, daß der frühe Brecht sowohl in realen Frauen als auch in dramatischen Frauenfiguren vor allem "Sexobjekte" gesehen und dargestellt habe.⁶ (Die Abneigung gegen den frühen Brecht ist besonders im amerikanischen Feminismus sehr verbreitet: nach Aija Kuplis ist die Sicht des jungen Brecht auf die Frau "zynisch".⁷) Wenn Nussbaum den reifen Brecht gegenüber Lennox verteidigt, dann tut sie das nicht mit der Courage-Argumentation, die die Botschaft zum Gegenstand haben mußte, sondern mit der Aufzählung von positiven Frauenbildern, "dynamischen Frauengestalten" und weiblichen Haltungen (Selbstbestimmtheit, Bedürfnisorientierung) im Werk des reifen Brecht, die für den Feminismus akzeptabel sein könnten: Mae Garga, die *Unwürdige Greisin*, Frau Carrar, sogar die stumme Katrin und als Höhepunkt die Grusche.

Noch mehr Anstoß als an den dramatischen Gestalten nimmt der Feminismus freilich an den Beziehungen, die Brecht bekanntlich zu vielen Frauen unterhielt, und an seiner Liebeslyrik.

Die 1963 publizierte Erzählung »Avantgarde« von Marielouise Fleisser könnte auf den ersten Blick als Archetyp der feministischen Brechtkritik gelten. Die Fleisser beschwor in ihren Erinnerungen an die gemeinsame Zeit mit Brecht in den zwanziger Jahren das Bild eines autoritären Magiers herauf, der es immer wieder verstand, Liebes- und Arbeitsbeziehungen zu verknüpfen und in ein fatales Ausbeutungsverhältnis zu verwandeln: "Es war nicht ganz heraus, war sie seine Mitarbeiterin, Freundin, Geliebte, oder wurde sie seine Frau... Der Mann

war eine Potenz, er brach sie sofort... Was er an ihr gesucht hatte, war die Begabung zuvor. Die Liebe war nur so mitgenommen, auch nicht zum Verachten."⁸

In ganz ähnliche Richtung stoßen die 1985 von Hans Bunge veröffentlichten Erinnerungen Ruth Berlaus: "...er vergeudete keine Zeit, sondern teilte sie sich ein. Auf mich wirkte sich das so aus, daß ich über meine Zeit nie selbst verfügen konnte und nie Zeit hatte. Es gab immer etwas für Brecht zu erledigen. Ich habe jetzt noch ein Gefühl, als ob ich über zwanzig Jahre nicht gegessen hätte."⁹

Nicht nur in den Augen der Fleisser-Biographin Sissi Tax gerät die Episode mit Brecht "zum Zeichen einer auf Männlichkeit und Machtstreben orientierten Welt, in der die Versuche der Frau, als gleichberechtigter Partner zu agieren, jämmerlich scheitern müssen."¹⁰ Auch Christa Wolf notierte nach mehrmaliger Lektüre von »Avantgarde«: "Trauer über das Schicksal dieser Frau, das mir unmenschlich, unglaublich, unmöglich vorkam. Ausgebeutet von allen, mißhandelt wie ein Tier. Die Männergesellschaft im Rohzustand, vom kommunistischen Dichter bis zum zerreißen kleinbürgerlichen Tabakhändler und zum Nazi-Hauswart, trifft sie unvermittelt."¹¹

Die »Avantgarde«-Erzählung ist jedoch nicht frei von Selbstkritik. Die Fleisser erkennt rückblickend an, daß sie wohl mit zu traditionellen Hoffnungen und Wünschen in die Beziehung zu Brecht getreten war. Eigentlich wollte sie "an Zukünftigem bauen", während "er" immer betonte: "der Mensch gehört nicht dem Menschen". Sie konnte nun einmal ihre Ziele und Wünsche nicht ganz und gar auf die "Sache" konzentrieren, die Brecht wichtig war: das mit einem neuen Theater zu realisierende politische Engagement. Statt dessen hatte sie "in der fühlenden Brust...mit ihm ihren ganz persönlichen Krieg. Sie ertrug den Schwarm von Weibern nicht mehr, der um ihn herum war, jede ein Ausbund."¹²

Marielouise Fleisser hat an dem von ihr selbst beschlossenen Bruch mit Brecht ihr Leben lang gelitten. Sie läßt in ihren autobiographischen Erzählungen nicht aus zu berichten, daß sie vom Regen in die Traufe kam. Ihr Rückzug aus dem Brechtkreis brachte ihr die traditionelle Frauenrolle ein. Sie flüchtete sich in Beziehungen zu Männern, die ihre Kreativität nicht förderten, sondern brachen. Erst nach dem Tode ihres Ehemannes, in dessen Tabakladen sie sich abrackern mußte, wurde sie wieder frei zum Schreiben und begann sicher nicht zufällig mit »Avantgarde«. Sie betont in einem Interview, daß sie das Zerwürfnis mit Brecht nach "einem halben Jahr" hätte beenden sollen. Doch das verhinderte damals ihr neuer Verlobter, der "wahnsinnig eifersüchtig war auf Brecht".¹³

In Ruth Berlaus Erinnerungen ist es schwerer, selbstkritische Töne zu finden, wiewohl sie auch vorhanden sind. Auf sie trafe jedenfalls keine feministische Analyse zu, die soziales Engagement und die Frauenfrage trennt. Ruth Berlau war nicht nur dem Mann verfallen, sondern auch dem Werk und seiner Politik. Sie war Brecht hörig. Jedoch betont sie gleich nach ihrer Klage über das zwan-

zigjährige Nichtsitzen, daß die "Aufgaben ja auch immer so interessant waren, daß man sie freiwillig übernahm".¹⁴

Auch in meinen Augen ist ihr Fall der schwierigste, eine wirkliche Tragödie. Ruth Berlau verwand nicht, daß Brecht sein ihr angeblich gemachtes Versprechen nicht einlöste, nach der Emigration endlich jene Exklusivität der Beziehung herzustellen, die sie aus ihrer persönlichen Veranlagung, die im Grunde recht traditionell romantisch war, immer verlangt hatte. Damit nahm sie im Reigen der Frauen Brechts eine Sonderstellung ein. Paula Banholzer, Marianne Zoff, Elisabeth Hauptmann, Margarete Steffin und vor allem Helene Weigel besaßen oder erwarben eine damals sicher seltene charakterliche Autonomie, die sie befähigte, mit Brecht entweder zu brechen oder Liebes- und Arbeitsbeziehungen einzugehen, denen der monogame Absolutheitsanspruch fehlte. Leicht gefallen ist das allerdings niemals, zumal Brecht dieselben Freiheiten, die er für sich in Anspruch nahm, nicht ohne weiteres zuzugestehen bereit war. Man mußte sie sich schon nehmen. Brecht war bekanntlich eifersüchtig. Doch es läßt sich anhand autobiographischer Dokumente und auch anhand seiner Liebeslyrik nachweisen, daß er mit seiner Eifersucht fertig wurde. Er lernte sie mit zunehmendem Alter immer besser zu beherrschen. Und nachweisbar ist auch, insbesondere an den Briefen, daß ihn im Grunde gerade die Selbständigkeit und Autonomie von Frauen anzog, daß er unter der Abhängigkeit Ruth Berlau gelitten hat. Ihre Erinnerungen, deren Lektüre man mit der Lektüre der Briefe Brechts an sie verbinden sollte, können uns viel über die Gefahren, Irrtümer, aber auch die oft nur latent vorhandenen, ungenutzt bleibenden Möglichkeiten des Emanzipationsprozesses lehren. Von dessen Dynamik hat Ruth Berlau zumindest theoretisch doch auch gewußt. In einem verzweiferten Brief an Peter Suhrkamp von 1951, in dem sie sich über das Verhalten Brechts ausgiebig Luft gemacht hat, gibt sie zu: "... denn natürlich haben die Frauen ebensoviel 'Schuld' (wenn man überhaupt von Schuld sprechen kann) wie die lieben Männer."¹⁵

So wie Fleisser und Berlau als direkt betroffene lassen die meisten späteren Brecht-Kritikerinnen auch versöhnliche Töne vernehmen. Fischetti meint: "Wir möchten Brecht fast seine Sünden vergeben", denn er hat ja immerhin "einige der schärfsten Analysen der kapitalistischen Gesellschaft geschrieben" und "einige schöne Alternativen zu dem sinnlosen Narzismus der bürgerlich-kapitalistischen Kultur" geboten.¹⁶ Lennox schlägt 1983 "Thesen für eine feministische Nutzung Brechts" vor, die von der "Widersprüchlichkeit" und "Polyphonie" seines Werkes ausgehen, und die seine große Bedeutung für die sozialemanzipatorischen Kämpfe unserer Zeit sowie für die Einführung eines neuen, nicht eurozentrisch ausgerichteten Theaters in eine breiter angelegte feministische Perspektive einbringen sollen.¹⁷

Die Verteidigung der Frauenwürde gegen Brecht scheint dermaßen dringend geboten, daß sich auch eine erstaunlich große Phalanx von Männern zu Anwälten dieser noblen Sache gemacht hat. Seltsamerweise wirkt ihre Argumentation weitaus radikaler als die der Frauen. Harmlos nimmt sich da noch Fritz Raddatz aus, der 1973 den Reigen der feministisch gegen Brecht argumentierenden Männer eröffnete. Seine Frauengestalten seien "Ideenträger, Hoffnungsziele", egal

ob "Dime oder Heilige, Mutter, Kämpferin und Genossin, eines sind sie nicht: Frauen." Brecht selbst sei einem "koketten Männlichkeitswahn" erlegen, der in den Frauen allenfalls Echo, Spiegel, Gegenüber - niemals Partner" hätte sehen können.¹⁸

In seinem Roman »Ästhetik des Widerstands«, den viele Leser übrigens als Dokument ansehen, schlug Peter Weiss ähnliche Töne an. In Wirklichkeit ist er Brecht jedoch niemals begegnet. Das Bild, das er von den Flüchtlingen um Brecht in Schweden entwirft, ist ein konstruiertes: Steffin sitzt mit gespitztem Bleistift hinter Brecht und stenographiert, Berlau sitzt ihm zu Füßen, die Hand auf seinem Knie, "als wolle sie einen besonderen Anspruch geltend machen", und Weigel wäscht, nur mit "einem rosafarbenen Unterrock" bekleidet, draußen auf dem Hof Wäsche, von Zeit zu Zeit eine einsame Zigarettenpause einlegend. Weiss mokiert sich darüber, "daß Brecht mit dem Recht, das in den Leistungen begründet war, die er zurückgab, voraussetzte, daß jeder zu ihm kam, dem er winkte, jeder ihm half und ihn unterstützte".¹⁹ Der Darstellungsstil evokiert beim Leser hier eher eine harem-ähnliche Situation als eine Notgemeinschaft von Flüchtlingen (Weigel und Steffin wären ohne Brechts Hilfe schon damals verloren gewesen, Berlau in späteren Etappen des Exils ebenfalls), und daß ihre gemeinsame Arbeit an Brechts Werk die einzig mögliche Form des intellektuellen Überlebens war. (Welcher ausländische Verlag war so ohne weiteres dazu zu bringen, Schriften von Steffin oder Berlau zu drucken, welche Bühne gab der Weigel eine Chance?). Unfähig zur Partnerschaft soll ein Mann gewesen sein, der nach dem tragischen Tod von Margaret Steffin schrieb:

...
 Mein General ist gefallen
 Mein Soldat ist gefallen
 Mein Schüler ist weggegangen
 Mein Lehrer ist weggegangen
 Mein Pfleger ist weg
 Mein Pflegling ist weg.
 ...

Der letzte Schock, den Brecht dem Publikum versetzt hat, war ein posthumer: seine 1982 veröffentlichten, zum Teil derben »Gedichte über die Liebe«. Mit einer "Mischung aus Peep-Show und lyrischer Hausapotheke"²⁰ hätte er sich nun ein für alle Mal als "vulgärer Bürgerschreck"²¹ entlarvt, der sein "sexuelles Machtgefühl... paschahaft"²² ausgelebt habe, als "brutaler Mann posierte" und die "Frauen erniedrigte, von der einen zur nächsten wechselte, sie den Fluß hinunterschwimmen oder ihr Gesicht verblassen läßt... Doch seine Angst übertönt er lustvoll: 'Ich habe einen Schwanz!' Nicht eben sympathisch..."²³ "Traurig zieht der Diener der Venus seine Straßen".²⁴ Und obwohl uns Brecht "immer wieder bewiesen hat, wie Verstand und Vergnügen, Herz und Him in schönster Vollendung zusammenwirken, entpuppt (er) sich hier als kümmerlicher Sexualtechnokrat und Triebfetischist, dessen höchstes Ideal es ist, als Fickmaschine zu funktionieren."²⁵ Und "was er vor 50 Jahren zu Papier brachte" hat "in der Welt der Gleichberechtigung sicher Probleme. — mit Recht, zeugen doch diese Werke von einem Frauenverständnis, das man heute chauvinistisch nennen würde."²⁶ Ein Kritiker aus der DDR stellt Ähnliches fest. Die

Frau werde vom jungen Brecht "zum Moloch dämonisiert", jedoch wären in dem Band auch Verse zu finden, die "von Anzeichen verdrängten Selbsthasses und phantastisch produzierendem Minderwertigkeitsgefühl, von wildernden Zwangsvorstellungen und von unkontrolliert Aggressivem völlig frei sind."²⁷

Soviel männliche Empörung in Sachen Frauenwürde finde ich verdächtig. Wie, wenn hier im Grunde Neid auf ein bei Frauen äusserst erfolgreiches Individuum vorläge? Jost Hermand hat das bereits im Falle von Peter Weiss vermutet, bei dem er ein Eifersuchtssyndrom gegen den 'Über-Vater' herauszulesen glaubt.²⁸ Wahrscheinlich sind der Kritik die Klassiker wie Kafka, Rilke, Benn mit einem zur Askese drängenden Sexualkomplex lieber?

Auf alle Fälle ist in keinem anderen Teil von Brechts Werk der Courage-Effekt so ins Leere gestoßen, wie mit den von den oben zitierten Kritikern anvisierten priapeischen Gedichten, insbesondere den zwischen 1925 und 1927 entstandenen »Augsburger Sonetten«, die überdies oft in der Ich-Form schweinegeln:

Bis ich dich endlich überm Stuhle habe
Hoff ich, du seist endlich die ausgesiebte
Und etwas nasser als die, die ich liebte.
(Es pflanzt die Hoffnung, ach, uns noch am Grabe!)

Aus den Anmerkungen des von Herta Ramthun hervorragend besorgten Bandes »Gedichte aus dem Nachlass«, in dem die priapeischen Gedichte historisch-kritisch präsentiert werden, geht hervor, daß die »Augsburger Sonette« eine Ende der zwanziger Jahre geplante, aber nicht zustandegekommene Sammlung werden sollten, die nicht nur sexuelle Brutalitäten, sondern auch andere Schrecken der damaligen Welt darstellen wollten, wie die »Hinrichtung des Raubmörders Josef Klein« oder auch ein Sonett »Über Mangel an Bösem«, das einen überraschenden Geschichtspessimismus ausatmet:

Ich war von Kindheit immer für das Böse
Die Menschheit ist ja haltbar: Ohne Wunden
Ging sie dumm grinsend über alle Runden
Mit ihrem Timur: harmloses Getöse!

Zwei der damals zur Publikation vorgesehenen Sonette handeln von der vollkommenen "inneren Leere" des Individuums in einer "rohen Welt":

Am meisten sucht' ich Unempfindlichkeit
Doch fand ich einen, der nicht sein Gesicht verlor
In roher Welt, so hatte er kein Ohr.
Verlor er nicht sein Herz, so war er nicht gescheit.

Die Augsburger Sonettensammlung sollte also kein Raritätenkabinett für Lüsternheiten werden, sondern ein wesentlich umfangreicheres Panoptikum über den ethischen Zustand der Epoche insgesamt, zu deren Übeln Brecht damals schon den Verfall der Liebe zählte. Seine damalige Nähe zur neuen Sachlichkeit bedingte das Aussparen jeglicher Wertung. Ein Moralist kam hier zu Worte, der — ohne selbst Wertungen vorzuschieben — allein durch Darstellung von Realität

tät die bürgerliche Gesellschaft ins Mark treffen will. Seine Provokationslust führte ihn bis zur Anwendung der Ich-Form, was nur den naiven Leser irreführen dürfte. Freilich gehört es offenbar noch nicht einmal zum ABC vieler Literaturkritiker zu untersuchen, ob lyrisches Ich und reales Ich des Dichters identisch sind.

Meiner Auffassung nach muß auch das Bild des jungen, Frauen gegenüber zynischen Brecht revidiert werden. Er war zwar ein vielseitig engagierter, aber doch wohl ein sehr zärtlicher Liebhaber, wie aus den in den letzten Jahren publizierten biographischen Materialien, insbesondere von Paula Banholzer und Marianne Zoff hervorgeht.²⁹

Ein Problem anderer Art stellt die auf den ersten Blick ähnliche zweite Serie der Sonette dar, die zwischen 1933 und 1935 entstand.

...
Dies kleine Zucken deines Hintern, längst
Erwartet schon! Oh, deines Fleisches List!
Dies angenehme, was das Zweite ist,
Wonach du mit erstickter Stimme drängst!

Mit dieser zweiten Serie der Sonette handelt es sich um echte Liebesgedichte, die biographisch verankert sind. Sie waren Brechts geliebter Mitarbeiterin Margarete Steffin gewidmet. Ihr Hauptmotiv ist Verbalisierung des Liebesaktes, wobei sich Brecht freilich für das populäre, 'proletarische' Wortmaterial entschieden hatte und nicht für das mehr und mehr in Schwung kommende wissenschaftliche Vokabular ('Penis' statt des von Brecht benutzten Wortes 'Schwanz' usw.) Das war damals für Brecht nicht allein und möglicherweise noch nicht einmal erstrangig ein gesellschaftliches Anliegen — die Sonette blieben ja ungedruckt — sondern ein ganz privates, ein Bestandteil des Liebesspiels selbst. Denn seine übrigens aus dem Berliner Proletariat stammende Freundin mochte diese Worte nicht:

...
Mit solchen Wörtern rufe ich den Schrecken
Von einst zurück, als ich dich frisch begattet.
Es läßt sich länger nunmehr nicht verdecken:
Das Allerletzte hast du da gestattet!
Wie konntest du dich nur in sowas schicken!
Das Wort für das, was du da tatst, war:

Es ist bezeichnend für den Geist der derzeitigen feministischen Brechtrezep-tion, daß sogar die wissenschaftlich seriöse, um gemäßigte Positionen bemühte Laureen Klein-Nussbaum einen quasi unerklärlichen Bruch zwischen den achtungsvollen, ein gleichberechtigtes Partnerverhältnis offenbarenden Gedichten für Steffin und den Sonetten mit "ziemlich anstößigem Vokabular"³⁰ konstatiert. Merkwürdig nimmt sich auch ihre kritische Position hinsichtlich der 'anständigen' Gedichte für Steffin und Weigel aus, wonach sich Brecht "auf beide Partnerinnen nur insofern bezog, als sie zu seiner Arbeit beitragen konnten".³¹ Bislang mochten wir Männer nicht, die in Frauen nur Sexobjekte sahen. Nun

taucht mal einer auf, der intelligente Frauen liebt, mit denen er zusammenarbeiten kann — das ist uns auch wieder nicht recht? Im übrigen lassen sich viele Belege erbringen, daß auch Brecht an den Büchern von Steffin und Berlau mitarbeitete, wie auch an den Stücken von Elisabeth Hauptmann, Marielouise Fleisser usw. usw.

Mich mutet die feministische Kritik einschließlich ihrer männlichen Adepten seltsam puritanisch, spießig an. Kann der Geschlechterkampf erst dann aufhören, wenn die Männer zu genauso stereotypen, disziplinierten und selbstverleugnenden Wesen geschrumpft sind, wie wir Frauen es in der patriarchalischen Gesellschaft sein mußten? Nur bei wenigen Brecht-Kritikern ist die Erkenntnis zu spüren, daß seit dem 2. Weltkrieg bereits eine Generation herangewachsen ist, in der sich private Werte des Alltags herausbilden konnten, die denen von Brecht nicht unähnlich sind.³² Dazu gehört z.B. die Überzeugung, daß die Qualität der Partnerschaft wichtiger ist als ihre Dauer oder besser gesagt, daß die Dauer über die Qualität erzeugt wird. Es muß konstatiert werden, daß Brecht zwar polygam war, aber beständig: viele seiner Beziehungen zu Frauen blieben jahrzehntelang bestehen und zwar unabhängig davon, ob die anfängliche erotische Intensität erhalten blieb oder nicht.

Wir vergäben uns viel, wenn wir Brecht einfach als eines der vielen Künstlergenies ansehen würden, denen wir ihre fleischlichen Sünden nachsehen müssen, weil sie eben halt Genies waren. In Wirklichkeit war er Vorläufer unserer Generation, die nach neuen Formen von Partnerschaft sucht. Und Vorläufer auch in einer so wichtigen Frage wie der Verbalisierung des Liebesakts, wenngleich sich die von ihm gewählte derbe Sprache wohl nicht allgemein durchsetzt, sondern eher jenes wissenschaftliche Vokabular (das sich freilich den Verdacht gefallen lassen muß, womöglich eine abgeschwächte Form der alten Prüderie darzustellen). Jeder Psychologe würde Brecht in seinem Anliegen Recht geben. Und wohl auch Friedrich Engels, der den Vormärz-dichter Georg Weerth für seine "robuste Sinnlichkeit" lobte und dessen Kollegen Freiligrath für die gegenteilige Haltung tadelte: "Wenn man z.B. Freiligraths Gedichte liest, so sollte man wirklich meinen, die Menschen hätten gar keine Geschlechtsteile. Und doch hatte niemand mehr Freude an einem stillen Zötlein als gerade der in der Poesie so ultrazüchtige Freiligrath. Es wird nachgerade Zeit, daß wenigstens die deutschen Arbeiter sich gewöhnen, von Dingen, die sie täglich oder nächtlich selbst treiben, von natürlichen, unentbehrlichen und äußerst vergnüglichen Dingen ebenso unbefangen zu sprechen wie die romanischen Völker, wie Homer und Plato, wie Horaz und Juvenal, wie das »Alte Testament« und die »Neue Rheinische Zeitung«." ³³

Zum Glück gibt es auch bereits Frauen, die die Frage unverklemmt sehen. Ingeborg Arlt fand sie so bedeutsam, daß sie Brechts deftigen Sonetten kurzerhand ein eigenes hinzufügte:

Zu Brechts Sonett über den Gebrauch gemeiner Wörter

Vom Vögeln schreibt uns Brecht hier, und er denkt
Ja wahrlich schlecht nicht von der Kunst der Männer

(Die wir zu schätzen wissen). Aber wenn er
Uns keinen Luxus zuspricht — stimmt's? Das kränkt.

"Der Männer Luxus aber ist's zu lachen."
Als würden uns, wenn wir die Beine spreizen,
Nicht auch gelegentlich die Wörter reizen,
Als würden wir uns deshalb Sorgen machen!

Und überhaupt: Nicht Wörter sind gemein.
Was immer auch uns nass macht — es ist gut.
Gemein ist's, wird kein Geist uns zugesprochen.

Doch könn'n wir denken, könn'n wir auch verzeihn.
Zumal dem Brecht. Macht der doch sonst uns Mut.
Und schließlich ist des Menschen Luxus: lieben.

Wenn wir den Courage-Effekt beherzigen, kann uns Brechts Liebeslyrik viel über Ebenbürtigkeit, Autonomie und Nähe der Liebenden, über schuldfreie Sexualität lehren. Daß er sehr wohl wußte, wie Frauen leben und lieben wollen, ließ er Shen-te sagen, die freilich nur träumt:

Ich will mit dem gehen, den ich liebe.

Ich will nicht ausrechnen, was es kostet.
Ich will nicht nachdenken, ob es gut ist.
Ich will nicht wissen, ob er mich liebt.

Ich will mit dem gehen, den ich liebe.

¹ Renate Fischetti: Eine feministische Interpretation von Brechts *Seccräuberjenny*, Manuskript beim Brecht-Zentrum, Berlin, S.6.

² Laureen Nussbaum: The Evolution of the Feminine Principle in Brecht's Work: Beyond the Feminist Critique. In: *German Studies Review*, VIII, Nr. 2, May 1985, S.230.

³ Fischetti, S.4 und 8.

⁴ Marielouise Jansen-Jurreit: *Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage*. München 1976, S.755.

⁵ Sara Lennox: Woman in Brecht's Works. In: *New German Critique*, Bd. 14 (Frühjahr 1978), S. 83-96.

⁶ Nussbaum, S.218-219.

⁷ Reinhold Grimm's Rezension zu: Aija Kuplis: The image of woman in Bertolt Brecht's poetry. In: *Dissertations abstracts International* 37/5-6, 1976, S. 366 1A.

⁸ Marielouise Fleisser: 'Avantgarde', in: *Ausgewählte Werke*, Berlin, Weimar, 1979, S.147.

⁹ Hans Bunge: Brechts Lai-tu. Erinnerungen und Notate von Ruth Berlau. Darmstadt, Neuwied, 1985, S.13.

¹⁰ Gudrun Klaut: Erinnerungen an b.b. (Rezension zu Sissi Tax: Marielouise Fleisser. Schreiben, Überleben. Frankfurt/Main 1984 u.a.) In: *Notate* 4, Juli 1986, S.14.

¹¹ Christa Wolf: Voraussetzungen einer Erzählung: *Kassandra*. Darmstadt, Neuwied 1983, S.90.

¹² Fleisser: S.153.

¹³ Marielouise Fleisser: Etwas zwischen Männern und Frauen. Interview mit Hans Fröhlich. in:

- Ausgewählte Werke a.a.O., S.847.
 14 Bunge: Berlau, S.13.
 15 Ebenda, S.269.
 16 Fischetti, S.9.
 17 Sara Lennox: Brecht, Feminism and form. Theses toward a feminist reutilization of Brecht. In: Communications from the International Brecht Society 13, 1/ Nov. 1983, S.16-19.
 18 Fritz J. Raddatz: Entweiblichte Eschatologie. Bert Brechts revolutionärer Gegenmythos. In: Text und Kritik, Sonderband 1973, S.155.
 19 Peter Weiss: Die Ästhetik des Widerstands, Frankfurt/Main, Bd.2, S.152.
 20 Reinhard Baumgart: Über Bertolt Brecht: Gedichte über die Liebe. Baal auf Balz, Spiegel vom 6.12.82.
 21 Lothar Schöne: Der vulgäre Bürgerschreck. Bertolt Brechts alte und neue Gedichte über die Liebe. In: Allgemeine Zeitung, Mainz, 3.12.82.
 22 Baumgart, a.a.O.
 23 Carl Pietzcker: Vom Klassenkampf und vom Vögel. Gedichte aus Brechts endlich geöffnetem Nachlass. In: Zeitschrift für Literatur, Schreibheft 20, Januar 1983.
 24 Curt Hohoff: Zieh traurig meiner Straßen. Die Huldigungen eines Zynikers. In: Rheinischer Merkur, Christ und Welt Nr.51, 17.12.82.
 25 Arno Paul: Vom aufrechten Gang des Schwanzes zur klassenlosen Gesellschaft. In: Zitty, Berlin, Nr.4/83 (17.2.83).
 26 (Anonymus): Noch mehr Brecht-Gedichte. In: Fuldaer Zeitung v.7.12.82, Nr.283.
 27 Bernd Leistner: Über Gedichte über die Liebe von Bertolt Brecht. In: Neue deutsche Literatur, 32. Jahrgang, Heft II, November 1984, S.148-149.
 28 Jost Hermand: Der Über-Vater/ Brecht in der 'Ästhetik des Widerstands'. In: Brecht und der Marxismus. Protokoll der Brecht-Tage 1983, Berlin 1983, S.190-202.
 29 Paula Banholzer: So viel wie eine Liebe. hrsg.v.Axel Polder u. Willibald Eser. München 1981. Der Band enthält auch ein Interview mit Marianne Zoff.
 30 Nussbaum, S.235-236.
 31 Ebenda, S.236-237.
 32 Silvia Schlenstedt: Aufschlüsse am intimen Arbeitsmaterial. Zu Brechts Gedichten aus dem Nachlass. In: Notate 4, 1983, S.10-11.
 Und: Jan Knopf: Mehr als Taktklopfen auf den nackten Rücken. Brechts lang erwartete Gedichte über die Liebe. In: Badische Neueste Nachrichten, 11.12.82.
 33 Friedrich Engels: Georg Weerth, der erste und bedeutendste Dichter des deutschen Proletariats. In: Marx, Engels, Lenin: Über Kultur, Ästhetik, Literatur. Leipzig 1975. S.506-507.

Ich wollte endlich eine Novelle schreiben und hatte den Plan schon ganz fertig. Meine Heldin trug schon zu Anfang der Geschichte den Tod und die Schwind sucht in sich und löschte so nach und nach aus. Dies ist eine gute Art, die Leute tot zu kriegen, ohne daß sie brauchen den Hals zu brechen oder an unglücklicher Liebe umzukommen. Aber da bringt mir das Unglück aus der Lesebibliothek 4 Geschichten nach der Reihe in die Hand, wo in jeder die Heldin eine solche zarte, überspannte Zehrungsperson ist. Das ist zu viel; ich habe in meinem Leben nicht gerne das Dutzend voll gemacht, in keiner Hinsicht...

Annette von Droste-Hülshoff

Jutta Brückner

Bilder des Bösen

Das Thema ist vielfältig, aber es soll hier nicht um die Spielart der Bilder des Bösen gehen, die ihren Science-fiction-Charakter so deutlich vor sich hertragen, daß man in ihnen mühelos die Verarbeitung kollektiver Gewaltphantasien erkennen kann. Diese synthetischen Träume meinen eine psychische Realität, aber ihre Form gestattet die unkritische Benutzung als Spiel der reinen Phantasie. Mir geht es um die Bilder dessen, was uns als historisch Böses bekannt ist und um die Art seiner Benutzung.

Historische Filme benutzen die Geschichten in ihrer bekannten Erscheinungsform meist als Kulisse. Das Menschliche findet vor dem Hintergrund barbarischer Ereignisse in Krieg, Revolution, Verfolgung, Unterdrückung und Befreiung statt. Die nachgestellte Geschichte bietet die pittoreske Distanz des lang Vergangenen und lädt doch das menschliche Schicksal mit dem Reiz der Tragik auf, die aus dem Wissen kommt, daß es in Grundzügen hier um etwas Authentisches geht. Deshalb sind die brennenden Christen an Neros Kreuzen, die in die Strohkörbe Robespierres rollenden Köpfe, die hingeschlachteten Indianer Cortazars ein dröhnender Beleg für die Größe und Verwerflichkeit des Menschen. Das Böse als die verzerrte Seite der Größe bestätigt die einzigartige Stellung des menschlichen Tieres im Universum.

Eine ähnliche Apotheose gelang dem Film bis vor einiger Zeit am größten Werk des Bösen im 20. Jahrhundert, der Vernichtung der europäischen Juden, nicht. Das Pathos, das sonst die historischen Bilder einschmilzt und aus dem Grauen in den Grusel verwandelt, versagte hier. Filme, die sich mit dem Holocaust beschäftigten, waren eher stumm, bestenfalls stammelten sie, auf der Suche nach einer Sprache und nach Bildern, die dem erzählten, erlebten Grauen gemäß sein konnten. Sie trugen das historische Erschrecken vor der industrialisierten und technisierten Barbarei deutlich sichtbar an sich. Und ihre Beweggründe waren die Fragen nach den geistigen, sozialen und politischen Hintergründen, der Schuld und den Schuldigen. Adornos bekannten Satz, daß nach Auschwitz kein Gedicht mehr möglich sei, wandelten diese Filme für sich in einer entsprechenden Weise ab: An Auschwitz ist keine Bildfaszination zu entfalten, auch nicht die der Tragik, denn Tragik setzt Dimensionen des Menschlichen voraus, die in Auschwitz vernichtet worden sind. Resnais, als er »Nacht und Nebel« machte, den ersten Film, der sich diesem Thema nähert, drehte die

heutigen Bilder in Farbe, um zu verhindern, daß sich aus der durchgängigen grobkörnigen Schwarz-weiß-Gestaltung eine ästhetische Faszination ergab.

Mitte der 70er Jahre tauchten plötzlich Filme auf, die meisten kamen aus Italien, die sich diesem moralisch-ästhetischen Credo nicht mehr beugten. Filme über den Faschismus und Nationalsozialismus zelebrierten Ausbrüche von Gewalt, Leidenschaft, Erotik und den Rausch, der aus wunderbaren Kostümen, raffinierten Dekors und dem Parfum der Dekadenz strömt, die aus der Ahnung des Todes kommt. Die ästhetischen Energien, die diesen Filmen zuströmten, ließen aber, wie viele Kritiker bestürzt analysierten, die SS-Leute zu Puppen aus dem Kostümverleih verkommen, die politische Gewalt zu sado-masochistischen Spielen, und in den ästhetisierten Bildern der Barbarei versank der Schrecken in der Wollust des Bilderrauchs. In diesen Bildern von Gewalt, Schönheit, Ekstase, zusammen mit SS, SA, KZ und dem Hitlerschen Vernichtungswillen wurde die historische Erfahrung mit der Banalität des Bösen und dem Stumpfsein der Grausamkeit ausgeblendet. Unter der Hand oder mit blanker Stirn wurde der Hitler-Faschismus hier zur Entfesselung der Triebe, Perversionen, zur manifesten Homosexualität und der Verbindung von Sadismus und Masochismus. Friedländer hat diesen "neuen Diskurs" über den Nationalsozialismus analysiert. Ich füge dem, was er gesagt hat, ein paar Überlegungen hinzu, und ich tue es am Beispiel des Films von Liliana Cavani »Der Nachtportier«. In der Analyse dieses Films zeigt sich etwas, was vielleicht — ich muß das offen lassen, denn nur eine Detailarbeit könnte es beweisen — an den anderen Filmen wie z.B. denen von Lina Werthmüller und Lucino Visconti auch zu sehen ist.

Cavani erzählt eine Liebesgeschichte zwischen dem Nazi-Offizier Max und der jungen Gefangenen Lucia, die er in einem KZ zu sadistischen und masochistischen Spielen zwingt. Nach dem Krieg arbeitet er als Nachtportier in einem Hotel in Wien und ist Mitglied einer Gruppe von ehemaligen KZ-Bewachern, die sich bemühen, belastendes Material über ihre Tätigkeit zu vernichten. Wenn Zeugen auftauchen, die gefährlich werden könnten, müssen auch die dran glauben. Max trifft aus Zufall Lucia wieder, inzwischen die Ehefrau eines berühmten Dirigenten. Sie verfallen einander und ihren Erinnerungen, und um sie vor seinen Freunden zu schützen, die sie als gefährliche Zeugin umbringen wollen, verstecken sich beide in Maxens Wohnung, bis ihnen die Vorräte ausgehen, und werden im final count down im Morgengrauen auf der Brücke über die Donau von den Freunden erschossen. Die Geschichte ist so hanebüchen, wie ich sie hier erzähle, und im Gegensatz zu anderen hanebüchenen Geschichten, aus denen wunderbare Filme entstanden sind, ist »Der Nachtportier« kein wunderbarer Film. Aber er ist ein gutes Beispiel für den Prozeß, wie sich historische Bilder des Bösen zu Metaphern verschmelzen können.

Cavani's Anspruch war, nicht die Oberfläche des politischen Körpers abzutasten, sondern wie ein guter Arzt das Innenleben der Nazi-KZs und der Nazi-Seelen zu beschreiben und auch das Innenleben ihrer Opfer. Was nun den Skandal ausmachte, als der Film erschien, war gerade die Tatsache, daß sie behauptete, der Nationalsozialismus habe den Frauen eine Selbsterkenntnis darüber vermittelt, wozu sie fähig seien, er sei für sie ein "alpträumhaftes aber aufschlußrei-

ches Abenteuer gewesen". Krude: das KZ als Ausnahmezustand, der die Seelenwahrheit offenbart. Das KZ als Ort, an dem Triebwünsche wahr werden können, produziert die Gewalt nicht als Teil der Knechtschaft, sondern als Bedingung der Freiheit, die sich deshalb nur hier zeigen kann. Der Ausnahmeort produziert die Ausnahmesituation, die die eigentliche Wahrheit enthält; und da die eigentliche Wahrheit die offene Entfaltung perverser Formen von sexueller Verfallenheit ist, wird die Vernichtungsmaschine zur Lustmaschine. Cavani zeigt in ihrem Film in den ästhetischen Formen eines B-Pictures und sagt in ihren Selbstzeugnissen mit der Deutlichkeit einer naiven Bekennerin, was andere Filmer in ihren Filmen subtiler zeigen: der Faschismus als politischer Karneval erlaubt dem Individuum den Exorzismus seiner privaten Lüste.

Nun weiß man ja, daß die erotischen Phantasien, die sich an die Uniform und die Embleme vor allem der SS heften, das genaue Gegenteil von dem behaupten, was real passierte. Die grundlegende historische Fälschung dieses Films und der anderen Filme führt dann zwangsläufig zu einer Reihe von kleineren Fälschungen und notwendigerweise zu hanebüchenen dramaturgischen Kunstgriffen, die die historische Wahrheit verdrehen. Man könnte hier stehenbleiben und erleichtert sagen, der Film sei eben einfach nur schlecht. Und zweifellos ist er das in seiner Ansammlung von groben Konstruktionen, die mühsam äußerlich etwas motivieren sollen, was eine rein innere Bewegung von Unterdrückung und Befreiung ist. Die melodramatischen Inszenierungen, die er betreiben muß, um die Wahrheit seiner Geschichte aus der Zwangsläufigkeit des äußeren Ablaufs zu destillieren, knarren in allen Scharnieren. Der Film hat viele Schwächen eines B-Pictures. Aber ein B-Picture sagt in seiner Gemengelage von Wahrem und Falschem oft etwas aus über die Stimmungen der Zeit, der es intensiver verhaftet ist als gelungenere Produkte eines rein entwickelten Autorenwillens. Die historische Wahrheit, die in seinen Geschichtsverfälschungen verborgen liegen kann, ist sicher nicht die der Treue zu den historischen Ereignissen, sondern die ihrer Interpretation.

SS-KZ-Wärter Max, verantwortlich für viele Executionsbefehle, wie wir erfahren, wird an seinem Arbeitsplatz im Hotel eingeführt in einer Atmosphäre von Bedrohung und latenter Angst, in einer Mischung aus Korrektheit und Schmierigkeit. Wir sehen ihn als passives Objekt homosexueller und heterosexueller Zuneigung, mit Blumen beschenkt und Anträgen umworben, sich aber verweigend. An ihm werden hier schon latent die Züge von Sadismus festgemacht, die dann an den Rückblenden, die ihn im KZ zeigen, voll entfaltet werden. Vertrauter und Voyeur der kriminellen Halb- und Unterwelt, übernimmt er aber auch ausgesprochen weibliche Funktionen: Pillen und Spritzen verabreichen in kompetenter Sorge für die Körper der anderen. Er entspricht nicht dem Bild des soldatischen Mannes, disziplinierten Verwalters des Todes oder bietet auch nur das Bild dessen, der in der rigiden Trennung der Geschlechterfunktionen seine kulturelle Identität finden würde.

Als er Lucia begegnet, ist sie die Großbürgerin mit Perlenkette, Schneiderkostüm und Hochfrisur. Ihre quälenden Zwangsvorstellungen äußern sich ihrem Dirigentenmann gegenüber in Launenhaftigkeit und er reagiert darauf wie auf

die Unart eines verstockten Kindes: Er nimmt sie in den Arm, hebt ihr gesenktes Gesicht am Kinn hoch und sagt: "Mein kleines Mädchen". Auch Max sagt von ihr: "Mein kleines Mädchen". Als er sie im KZ zum ersten Mal sieht, steht sie nackt in einer Schlange von nackten Wartenden, ihr knochiger Frauenkörper wird durch eine große weiße Haarschleife zum Kinderkörper erklärt. Und der Herrscher Max kann sich diesem Kind nur mit Hilfe der Kamera nähern, ungeschützt und unbewaffnet wagt er sein Auge nicht auf diese Frau zu richten, von der behauptet wird, sie sei ein Kind. Mit dem Revolver, der phallischen Waffe, jagt er sie im Raum herum, um sie dann zu erlösen und zu befreien, indem er sie zu seiner Geliebten macht. Der Mann, dem das Bild seiner eigenen Männlichkeit schwankt, braucht die sanktionierte Verfügbarkeit über Gewalt, um sich der Frau überhaupt nähern zu können.

Sieht man die Stationen ihrer beider Liebesgeschichte im KZ genauer an, so können sie für Lucia interpretiert werden als das von einem Zerrspiegel zurückgeworfene Modell der bürgerlichen, weiblichen Jugend: ausgeliefert dem männlichen Blick, der sie schützt, indem er ihren Wert als pures Fleisch ab- und einschätzt, wird sie durch die Kamera wahrgenommen als Bild. Sie wird eingeführt in die Liebe in Ketten, ihr wird bei Maxens medizinischen Experimenten eine Wunde, ein Brandmal als Kennzeichen des Eigentümers beigebracht; und hat sie das über sich ergehen lassen, dann wird sie beschenkt, nämlich bekleidet. Das Bild, in dem Max Lucia ein Kinderkleidchen über den Kopf zieht, kehrt mehrmals wieder. Das Ergebnis dieser Zurichtung ist der laszive Kindervamp, der sich die kulturellen Kinoversatzstücke von Sexualität angeeignet hat: das Lied stammt von Marlene Dietrich, die Pose der Hände und die Handschuhe von Pola Negri, der Tanz von Salome (ursprünglich sollte er auch in Schleiern getanzt werden) und ihr Kostüm sind Stücke der viel zu großen Kleidung der Eltern: die Handschuhe von Mama, Hose und Mütze von Papa. Der Papa erscheint in der Gestalt von Max, und Papa sagt, nachdem er sie in dem Hotel in Wien wiedergefunden hat: "Sie ist mein kleines Mädchen, sie ist es geblieben, und kein anderer als ich darf ihr mehr etwas tun." Die Verteidigung ist gleichzeitig die schrankenlose Inbesitznahme. Lucia und Max, die Kindfrau und der Mann, der eine Frau nur lieben kann als das seiner Verfügungsgewalt ausgelieferte Kind. Cavani schildert die Beziehung des Mannes zur Frau als Beziehung des allmächtigen Vaters zur Tochter. Dies gilt für beide Ebenen von Lucias Leben, aber rein und ohne kulturelle Verwirrung, wie ihre Ehe es ja notwendigerweise ist, erscheint diese Beziehung nur im Zwangsuniversum. Wo der Dirigentengatte sie tröstend in den Arm nimmt aber nicht anrührt, begreift Max sie als Objekt seiner sexuellen Neugier. Der Zwang, den er dabei ausübt, enthebt sie nicht nur der Schuld, sondern auch der Scham. Hier ist eine historische Konstellation in der Beziehung zwischen den Geschlechtern aufbewahrt. Und das phantasierte KZ als Zwangsuniversum stabilisiert diese kulturelle Situation, deren Verfall droht, weil es nicht mehr genug Garanten im domestizierten Innenleben beider Geschlechter und nicht mehr genug im Untergrund wirkende Agenten gibt, die diese totale Verfügungsgewalt des Mannes über die Frau als die gesellschaftliche Normalität erscheinen lassen. Max, der bedrohte, schwache, ängstliche aber auch tyrannische und sadistische Patriarch braucht ein Zwangsuniversum, um seine Liebe zur Frau als Kind ausleben zu können.

Und Lucia? Ist sie einfach eine Masochistin mit Lust am Erleiden von Schmerz und Gewalt? Daß der Film sadistische und masochistische Szenen hat, ist unbestritten, aber sie sind merkwürdig harmlos. Im KZ haben sie stark demonstrativen, inszenatorischen Charakter, sie sind Teil dieser Kunstwelt aus pathetischem Tanz, melancholischem Gesang und perverser Sexualität, als die sich das KZ präsentiert. In Freiheit wirken sie fast komisch, wenn beide nach den gegenseitigen Verletzungen mit Glasscherben einträchtig in der Badewanne das Blut abwaschen und er dann auf einem Bein zum Fenster hopst. Der Skandal ist hier nicht das Ausstellen von körperlicher Grausamkeit, davon gibt es in anderen Filmen weit mehr, die Ungeheuerlichkeit ist eine moralische, die Würdelosigkeit nämlich, daß das Opfer Lucia ihren ehemaligen Schinder liebt. Die Ungeheuerlichkeit ist nicht, daß es Menschen wie Max gegeben hat, die für den Tod von Millionen verantwortlich sind, sondern daß solche Menschen Liebe erregen. Cavani läßt die Begegnung beider, bei der sie sich über ihre Verfallenheit klarwerden, in der Oper spielen, vor der Szene der Zauberflöte, in der wilde Tiere durch das Flötenspielen besänftigt werden und Liebe spüren. Die Bestie wird durch die Macht der Liebe zum Menschen. Hier wird klar, daß es in ihrem Film nicht um sadistische und masochistische Triebregungen geht, die das Individuum lebensgeschichtlich konstituieren, nicht den Partner, sondern die Praktiken zu lieben, die Befriedigung des Triebziels. Der Angelpunkt ist hier die Liebe, die so heftig ist, daß die körperliche Integrität nicht mehr garantiert ist. Die zerstörerischen Momente von Leidenschaft sind mit dem Objekt der Liebessehnsucht untrennbar verbunden. Der oder die Auserwählte sind nötig, um in Leidenschaft und Todesbereitschaft zu führen. Es geht um das Abenteuer zweier Seelen in zwei Körpern.

Diese seelische und körperliche Verfallenheit geht für Lucia einher mit dem Verlust der bürgerlichen Selbstachtung. Die moralische Selbstkontrolle, die zu bewahren auch in Momenten höchster Bedrohung die Leistung war, die das abendländische Individuum definierte, gestattete der Frau nicht die Hingabe an ihre eigenen Triebe. Aus Lucia im Schneiderkostüm mit Perlenkette und Hochfrisur wird im Laufe des Films eine Frau mit strähnigen Haaren, im schmutzigen Pullover, mit von Marmelade verschmiertem Mund, zum Schluß wieder im Kinderkleidchen. Nur das Zwangsuniversum, historisch eingeführt als KZ, in Wien wiederaufgenommen als die Belagerung durch die Gruppe, gestattet die verbotene Freiheit, die in der gesellschaftlichen Normalität, die sich als Freiheit versteht, verboten ist. Wenn Max in SS-Uniform und Lucia im Kinderkleidchen am Morgen über die Brücke gehen, bevor die tödlichen Schüsse fallen, wird der verborgene Sinn des Films klar: nicht nur die Liebe des Mannes als Vater zur Frau als Kind-Tochter, sondern auch — dies ist die eigentliche amour fou, die verborgen werden muß: Im Mittelpunkt des Films steht das Phantasma der Sexualität als Inzest. Und die von Lucia tolerierte Verletzung ihrer Würde als Mensch ist die Bedingung dafür, daß sie die Lust dieser Beziehung als Lust gestatten und wahrnehmen kann. Ihre Identität als Begehrende befreit sie nur um den Verlust ihrer Würde, als Frau hat sie in diesem Moment aufgehört, ein moralisches Subjekt zu sein. Das KZ als Vorstellung eines Universums des Zwangs gibt den Rahmen ab für eine riesige Vergewaltigungsphantasie zwischen Vater und Tochter. Seine theatralischen Inszenierungen

von Schminke, Maske und Kostüm sind die Requisiten des Karnevals der Lüste, die sich nur unter Zwang befreien können, weil der Zwang schuldentlastend wirkt. Hier kommt die Malaise ins Bild, daß die Identität des Begehrens für Männer weiterhin mit Herrschaft, für Frauen mit Unterwerfung verbunden ist, und wenn sie das nicht wollen, fallen sie erst einmal ins Nichts.

In der sehr vergrößernden und längst nicht konsequenten Entfaltung dieser Erfahrung, die der Film betreibt, zeigt er doch ein Problem der stotternden Identitätsmaschine 'Frau', in der das Empfinden von Begehren abgeschnürt wurde von domestizierenden Tugenden, deren eine zentrale die Bewahrung der Würde war. In dieser Hinsicht konsequent, zeigt Cavani, daß das Ausleben dieser Liebe mit dem immer stärkeren Versinken in Schmutz verbunden ist. Die im Nationalsozialismus und Faschismus betriebene Erstarrung des Lebens in kalter Monumentalität wird hier rückgängig gemacht. Wichtig ist aber, daß das für beide gilt. In dieser amour fou fordert die Frau vom Mann die Einlösung eines Versprechens, daß er ständig gegeben und immer wieder zurückgenommen hatte, weil er sofort an sein Dirigentenpult eilen mußte. Denn wenn sie schon reduziert ist auf ein Leben in Liebe und nichts als Liebe, dann soll es ihm nicht anders gehen. Dann soll er gemeinsam mit ihr das imaginäre Universum der gegenseitigen Abhängigkeit errichten, in dem sie dann beide zugrunde gehen.

Dem Film ist vorgeworfen worden, daß er das KZ als Kulisse für sadomasochistische Spielchen benutze und damit auf unerträgliche Weise die Würde der Opfer verletze. Der wirkliche Zusammenhang ist vielleicht nicht weniger empörend, aber auf jeden Fall anders. Auch in der Verschiebung vom konkreten historischen Bild von Gewalt zur Metapher von Gewalt werden die Opfer ein zweites Mal umgebracht, denn die Bilder werden ihrer eigenen historischen Wahrheit, dem eigenen Tod, Schrecken, Leiden, der Gewalt erst einmal entfremdet. Aber das, was sich im Körper dieser Bilder einnistet, ist nicht einfach eine private Geschichte, hart am Rande von Pornografie, sondern eine andere Geschichte von Gewalt und Leiden und Tod und Entfremdung, wie sie mit der gesellschaftlichen Organisation der Triebe und der Geschlechterbeziehung im bürgerlichen Zeitalter verbunden waren. Der Film, wie jedes B-Picture, reflektiert nicht, was er tut, er benutzt lediglich etwas. Dieser Umschlag von der historischen Wahrheit zur Metapher ist natürlich hochproblematisch in einem Moment, wo unser geschichtliches Gedächtnis noch wach genug ist, um aus dem Entsetzen, das mit den ursprünglichen Bildern verbunden war, noch den Schrecken und die Empörung abzuleiten, die Bilder also noch aufgeladen sind mit der authentischen Erfahrung und auch daraus ihre Gefühlsintensität beziehen, aber doch nicht mehr an die Strenge der historischen Reflexion gebunden sind, in der sie bisher aufbewahrt waren in ihrer eigenen Wahrheit. An diesem Punkt des Umschlags ist das historische Bild, das zur Metapher wird, emotionalisiert und trotzdem frei verfügbar. Vielleicht ist dieser Umschlag aber auch erst möglich in einem Moment, wo die größte bekannte Schreckenserfahrung des 20. Jahrhunderts überlagert wird von neuen Visionen des Schreckens, vielleicht noch furchtbarer, vielleicht gar nicht vergleichbar, sondern nur anders, vielleicht gar nicht vorstellbar.

Die Bonner Aberkennung*

Philosophische Fakultät der Rheinischen
Friedrich-Wilhelm-Universität
J.-Nr.58

Bonn, den 19. Dezember 1936.

Im Einverständnis mit dem Herrn Rektor der Universität Bonn muß ich Ihnen mitteilen, daß die Philosophische Fakultät sich nach Ihrer Ausbürgerung genötigt gesehen hat, Sie aus der Liste der Ehrendoktoren zu streichen. Ihr Recht, diesen Titel zu führen, ist gemäß Art. VIII unserer Promotionsordnung erloschen.

(Unleserlich)
Dekan

Herrn Schriftsteller Thomas Mann!

Thomas Mann

An den Herrn Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn.

Sehr geehrter Herr Dekan,

ich habe die trübselige Mitteilung erhalten, die Sie unterm 19. Dezember an mich gerichtet haben. Erlauben Sie mir, Ihnen folgendes darauf zu erwidern:

Die schwere Mitschuld an allem gegenwärtigen Unglück, welche die deutschen Universitäten auf sich geladen haben, indem sie aus schrecklichem Mißverstehen der historischen Stunde sich zum Nährboden der verworfenen Mächte machten, die Deutschland moralisch, kulturell und wirtschaftlich verwüsten, — diese Mitschuld hatte mir die Freude an der mir einst verliehenen akademischen Würde längst verleidet und mich gehindert, noch irgendwelchen Gebrauch davon zu machen. Den Ehrentitel eines Doktors der Philosophie führe ich auch heute, da die Harvard-Universität ihn mir aufs neue verliehen hat, und zwar mit einer Begründung, die ich Ihnen, Herr Dekan, nicht vorenthalten möchte.

Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, lautet das Dokument: "...haben wir Rektor und Senat unter dem Beifall der ehrenwerten Universitätsinspektoren in feierlicher Sitzung Thomas Mann, den weitberühmten Schriftsteller, welcher, indem er vielen unserer Mitbürger das Leben deutete, *zusammen mit ganz wenigen Zeitgenossen die hohe Würde der deutschen Kultur bewahrt*, zum

Doktor der Philosophie ehrenhalber ernannt und ausgerufen und ihm alle Rechte und Ehren, welche mit diesem Grade verbunden sind, verliehen."

So sonderbar der aktuellen deutschen Auffassung widersprechend malt sich meine Existenz in den Köpfen freier und gebildeter Männer jenseits des Meeres — und, ich darf es hinzufügen, nicht nur dort. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, mit den Worten jenes Schriftstücks zu prahlen; heute und hier aber darf, ja muß ich sie anführen; und wenn Sie, Herr Dekan (ich kenne die Gepflogenheiten nicht), die an mich gerichtete Mitteilung am schwarzen Brett Ihrer Universität sollten haben anschlagen lassen, so müßte ich wahrhaftig wünschen, daß auch dieser meiner Entgegnung solche Ehre zuteil würde: vielleicht daß manchen akademischen Bürger, Student oder Professor doch ein nachdenkliches Stutzen, ein rasch unterdrückter, ahnungsvoller Schrecken ankäme bei einer Lektüre, die einem flüchtigem Blick aus böseartig erzwungener Abgeschlossenheit und Unwissenheit in die freie geistige Welt gleichkommen würde.

Hier könnte ich schließen. Und doch wollen in diesem Augenblick einige weitere Erklärungen mir wünschenswert oder doch statthaft scheinen. Zu meiner staatsrechtlichen "Ausbürgerung" habe ich, trotz mancher Anfrage, geschwiegen; die akademische darf ich als schickliche Gelegenheit betrachten zu einem knappen persönlichen Bekenntnis, — wobei Sie, Herr Dekan, den ich nicht einmal dem Namen nach kenne, sich nur als den Zufallsadressaten dieser Ihnen kaum zugedachten Äußerung betrachten wollen.

In diesen vier Jahren eines Exils, das freiwillig zu nennen wohl eine Beschönigung wäre, da ich, in Deutschland verblieben oder dorthin zurückgekehrt, wahrscheinlich nicht mehr am Leben wäre, hat die sonderbare Schicksalsirrtümlichkeit meiner Lage nicht aufgehört, mir Gedanken zu machen. Ich habe es mir nicht träumen lassen, es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich meine höheren Tage als Emigrant, zu Hause enteignet und verfeimt, in tief notwendigem politischem Protest verbringen würde. Seit ich ins geistige Leben eintrat, habe ich mich in glücklichem Einvernehmen mit den seelischen Anlagen meiner Nation, in ihren geistigen Traditionen sicher geborgen gefühlt. Ich bin weit eher zum Repräsentanten geboren als zum Märtyrer, weit eher dazu, ein wenig höhere Heiterkeit in die Welt zu tragen, als den Kampf, den Haß zu nähren. Höchst Falsches mußte geschehen, damit sich mein Leben so falsch, so unnatürlich gestaltete. Ich suchte es aufzuhalten nach meinen schwachen Kräften, dies grauenhaft Falsche, — und eben dadurch bereitete ich mir das Los, das ich nun lernen muß, mit meiner ihm eigentlich fremden Natur zu vereinigen.

Gewiß, ich habe die Wut dieser Machthaber herausgefordert nicht erst in den letzten vier Jahren, durch mein Außenbleiben, die ununterdrückbaren Kundgebungen meines Abscheus. Lange vorher schon hatte ich es getan und mußte es tun, weil ich früher als das heute verzweifelte deutsche Bürgertum sah, wer und was da heraufkam. Als Deutschland dann wirklich in diese Hände gefallen war, gedachte ich zu schweigen; ich meinte, mir durch die Opfer, die ich gebracht, das Recht auf ein Schweigen verdient zu haben, das es mir ermöglichen würde, etwas mir herzlich Wichtiges, den Kontakt mit meinem innerdeutschen

Publikum aufrecht zu erhalten. Meine Bücher, so sagte ich mir, sind für Deutsche geschrieben, für solche zuerst; die 'Welt' und ihre Teilnahme waren mir immer nur ein erfreuliches Akzidens. Sie sind, diese Bücher, das Produkt einer wechselseitigen erzieherischen Verbundenheit von Nation und Autor und rechnen mit Voraussetzungen, die ich selber erst in Deutschland habe schaffen helfen. Das sind zarte und hüftenswerte Beziehungen, die plump zu zerreißen man der Politik nicht erlauben soll. Gab es Ungeduldige daheim, die, selbst geknebelt, dem in der Freiheit Lebenden sein Stillschweigen verübeln würden; die große Mehrzahl, durfte ich hoffen, würde meine Zurückhaltung verstehen, ja sie mir danken.

So meine Vorsätze. Sie waren undurchführbar. Ich hätte nicht leben, nicht arbeiten können, ich wäre erstickt, ohne dann und wann zwischenein, wie alte Völker sagten, 'mein Herz zu waschen', ohne von Zeit zu Zeit meinem unergründlichen Abscheu vor dem, was zu Hause in elenden Worten und elenderen Taten geschah, unverhohlenen Ausdruck zu geben. Verdient oder nicht, mein Name hatte sich nun einmal für die Welt mit dem Begriff eines Deutschtums verbunden, das sie liebt und ehrt; daß gerade ich der wüsten Verfälschung klar widerspräche, welche dies Deutschtum jetzt erlitt, war eine in alle freien Kunsträume, denen ich mich so gern überlassen hätte, beunruhigend hineintönende Forderung. Eine Forderung, schwer abzuweisen für einen, dem immer gegeben gewesen war, sich auszudrücken, sich im Wort zu befreien, dem immer Erleben eins gewesen war mit reinigend bewahrender Sprache.

Das Geheimnis der Sprache ist groß; die Verantwortlichkeit für sie und ihre Reinheit ist symbolischer und geistiger Art, sie hat keineswegs nur künstlerischen, sondern allgemein moralischen Sinn, sie ist die Verantwortlichkeit selbst, menschliche Verantwortlichkeit schlechthin, auch die Verantwortung für das eigene Volk, die Reinerhaltung seines Bildes vorm Angesichte der Menschheit, und in ihr wird die Einheit des Menschlichen erlebt, die Ganzheit des humanen Problems, die es niemandem erlaubt, heute am wenigsten, das Geistig-Künstlerische vom Politisch-Sozialen zu trennen und sich gegen dieses im Vornehm-'Kulturellen' zu isolieren; diese wahre Totalität, welche die Humanität selber ist und gegen die verbrecherisch verstieße, wer etwa ein Teilgebiet des Menschlichen, die Politik, den Staat, zu "totalisieren" unternähme.

Ein deutscher Schriftsteller, an Verantwortung gewöhnt durch die Sprache; ein Deutscher, dessen Patriotismus sich — vielleicht naiverweise — in dem Glauben an die *unvergleichliche moralische Wichtigkeit* dessen äußert, was in Deutschland geschieht, — und sollte schweigen, *ganz* schweigen zu all dem unsühnbar Schlechten, was in meinem Lande an Körpern, Seelen und Geistern, an Recht und Wahrheit, an Menschen und an dem Menschen täglich begangen wurde und wird? Zu der furchtbaren Gefahr, die dies menschenverderberische, in unsäglicher Unwissenheit über das, was die Weltglocke geschlagen hat, lebende Regime für den Erdteil bedeutet? Es war nicht möglich. Und so kamen, gegen das Programm, die Äußerungen, die unvermeidlich Stellung nehmenden Gesten zustande, die nun den absurden und kläglichen Akt meiner nationalen Exkommunikation herbeigeführt haben.

Der einfache Gedanke daran, wer die Menschen sind, denen die erbärmlich-äußerliche Zufallsmacht gegeben ist, mir mein Deutschtum abzusprechen, reicht hin, diesen Akt in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheinen zu lassen. Das Reich, Deutschland soll ich beschimpft haben, indem ich mich gegen *sie* bekannte! Sie haben die unglaubliche Kühnheit, sich mit Deutschland zu verwechseln! Wo doch vielleicht der Augenblick nicht fern ist, da dem deutschen Volke das Letzte daran gelegen sein wird, nicht mit ihnen verwechselt zu werden.

Wohin haben sie, in noch nicht vier Jahren, Deutschland gebracht? Ruiniert, seelisch und physisch ausgesogen von einer Kriegsaufbrüstung, mit der es die ganze Welt bedroht, die ganze Welt aufhält und an der Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgaben, ungeheurer und dringender Aufgaben *des Friedens*, hindert; geliebt von niemandem, mit Angst und kalter Abneigung betrachtet von allen, steht es am Rande der wirtschaftlichen Katastrophe, und erschrocken strecken sich die Hände seiner "Feinde" nach ihm aus, um ein so wichtiges Glied der zukünftigen Völkergemeinschaft vom Abgrunde zurückzureißen, ihm zu *helfen*, wenn anders es nur zur Vernunft kommen und sich in die wirklichen Notwendigkeiten der Weltstunde finden will, statt sich irgendeine falschheilige Sagennot zu erträumen. Ja, die Bedrohten und Aufgehaltenen müssen ihm schließlich noch helfen, damit es nicht den Erdteil mit sich reiße und gar in den Krieg ausbreche, auf den es, als auf die ultima ratio, immer noch die Augen gerichtet hält. Die reifen und gebildeten Staaten — wobei ich unter "Bildung" die Bekanntheit mit der grundlegenden Tatsache verstehe, daß *der Krieg nicht mehr erlaubt ist* — behandeln dies große, gefährdete und alles gefährdende Land oder vielmehr die unmöglichen Führer, denen es in die Hände gefallen, wie Ärzte den Kranken: mit größter Nachsicht und Vorsicht, mit unerschöpflicher, wenn auch nicht gerade ehrenvoller Geduld; jene aber glauben, "Politik", Macht- und Hegemonie-Politik gegen sie treiben zu sollen. Das ist ein ungleiches Spiel. Macht einer "Politik", wo die anderen an Politik gar nicht mehr denken, sondern an *den Frieden*, so fallen ihm vorübergehend gewisse Vorteile zu. Die anachronistische Unwissenheit darüber, daß der Krieg nicht mehr statthaft ist, trägt selbstverständlich eine Weile "Erfolge" ein über die, die es wissen. Aber wehe dem Volk, das, weil es nicht mehr ein noch aus weiß, am Ende wirklich seinen Ausweg in den Gott und Menschen verhaßten Greuel des Krieges suchte! Dies Volk wäre verloren. Es wird geschlagen werden, daß es sich nie wieder erhebt.

Sinn und Zweck des nationalsozialistischen Staatssystems ist einzig der und kann nur dieser sein: das deutsche Volk unter unerbittlicher Ausschaltung, Niederhaltung, Austilgung jeder störenden Gegenregung für den "kommenden Krieg" in Form zu bringen, ein grenzenlos willfähriges, von keinem kritischen Gedanken angekränkelt, in blinde und fanatische Unwissenheit gebanntes Kriegsinstrument aus ihm zu machen. Einen anderen Sinn und Zweck, eine andere *Entschuldigung* kann dieses System nicht haben; alle Opfer an Freiheit, Recht, Menschenglück, eingerechnet die heimlichen und offenen Verbrechen, die es ohne Bedenken auf sich genommen hat, rechtfertigen sich allein in der Idee der unbedingten Ertüchtigung zum Kriege. Sobald der Gedanke des Krieges dahinfiele, als Zweck seiner selbst, wäre es nichts weiter mehr als Men-

schheitsschinderei — es wäre vollkommen sinnlos und überflüssig.

Die Wahrheit zu sagen: es *ist* dies beides, sinnlos und überflüssig, — nicht nur, weil man ihm den Krieg nicht erlauben wird, sondern weil es selbst in Ansehung seiner Leitidee, der absoluten und "totalen" Kriegsertüchtigung, das Gegenteil von dem bewirkt, was es anstrebt. Kein Volk der Erde ist heute so wenig in der Verfassung, so ganz und gar untauglich, den Krieg zu bestehen, wie dieses. Daß es keinen Verbündeten haben wird, nicht einen einzigen in der Welt, ist das erste, doch das geringste. Deutschland würde allein sein, furchtbar gewiß immer noch in seiner Verlassenheit; aber diese wäre furchtbarer, denn es wäre eine Verlassenheit auch von sich selbst. Geistig reduziert und erniedrigt, moralisch ausgehöhlt, innerlich zerrissen, in tiefem Mißtrauen gegen seine Führer und alles, was sie durch Jahre mit ihm angestellt, tief unheimlich sich selber, zwar unwissend, aber übler Ahnungen voll, würde es in diesen Krieg gehen — nicht in dem Zustande von 1914, sondern, selbst physisch schon, in dem von siebzehn, von achtzehn. Zehn Prozent unmittelbare Nutznießer des Systems, auch sie schon halb abgefallen, würden nicht hinreichen, einen Krieg zu gewinnen, in welchem die Mehrzahl der andern nur die Gelegenheit sähe, den schändlichen Druck abzuschütteln, der so lange auf ihnen gelastet, — einen Krieg also, der nach der ersten Niederlage in Bürgerkrieg sich verkehren würde.

Nein, dieser Krieg ist unmöglich. Deutschland kann ihn nicht führen, und sind seine Machthaber irgend bei Verstande, so sind die Versicherungen ihrer Friedfertigkeit nicht das, als was sie sie vor ihren Anhängern blinzelnd ausgeben möchten: taktische Lügen, sondern entspringen der scheuen Einsicht in eben diese Unmöglichkeit. Kann und soll aber nicht Krieg sein — wozu dann Räuber und Mörder? Wozu Vereinsamung, Weltfeindschaft, Rechtlosigkeit, geistige Entmündigung, Kulturnacht und jeglicher Mangel? Warum nicht lieber Deutschlands Rückkehr nach Europa, seine Versöhnung mit ihm, seine freie, vom Erdkreis mit Jubel und Glockengeläut begrüßte Einfügung in ein europäisches Friedenssystem mit all ihrem inneren Zubehör an Freiheit, Recht, Wohlstand und Menschenanstand? Warum nicht? Nur weil ein das Menschenrecht in Wort und Tat verneinendes Regime, das an der Macht bleiben will und nichts weiter, sich selbst verneinen und aufheben würde, wenn es, da es denn nicht Krieg machen kann, wirklich Frieden machte? Aber ist das auch ein Grund? —

Ich habe wahrhaftig vergessen, Herr Dekan, daß ich noch immer zu Ihnen spreche. Gewiß darf ich mich getrösten, daß Sie schon längst nicht mehr weitergelesen haben, entsetzt von einer Sprache, deren man in Deutschland seit Jahren entwöhnt ist, voll Schrecken, daß jemand sich erdreistet, das deutsche Wort in alter Freiheit zu führen. — Ach, nicht aus dreister Überheblichkeit habe ich gesprochen, sondern aus einer Sorge und Qual, von welcher Ihre Machtergreifer mich nicht entbinden konnten, als sie verfügten, ich sei kein Deutscher mehr; einer Seelen- und Gedankennot, von der seit vier Jahren nicht eine Stunde meines Lebens frei gewesen ist und gegen die ich meine künstlerische Arbeit tagtäglich durchzusetzen hatte. Die Drangsal ist groß. Und wie wohl auch ein Mensch, der aus religiöser Schamhaftigkeit den obersten Namen gemeinhin

nur schwer über die Lippen oder gar aus der Feder bringt, in Augenblicken tiefer Erschütterung ihn dennoch um letzten Ausdrucks willen nicht entbehren mag, so lassen Sie mich — da alles doch nicht zu sagen ist — diese Erwidern mit dem Stoßgebet schließen:

Gott helfe unserm verdüsterten und mißbrauchten Lande und lehre es, seinen Frieden zu machen mit der Welt und mit sich selbst!

Küsnacht am Zürichsee, Neujahr 1936/37.

Thomas Mann

* Mit freundlicher Genehmigung des Fischer Verlags, der die Rechte hält, nach der Ausgabe des Verlags Oprecht Zürich 1937 »Ein Briefwechsel«, 16.-20. Tausend.

*KUNZE Woran denkt einer, wenn er ans gesellschaftliche Interesse denkt?
HINZE Das kann ich dir ohne weiteres sagen, aber interessant wirds erst,
wenn du fragst, woran zwei denken.*

Volker Braun

Günter Gaus

Gespräch mit Martin Walser

GAUS: Martin Walser, 1927 geboren, Gastwirtssohn vom Bodensee, kurze Kriegszeit, kurze Gefangenschaft, frühe Erfolge als Schriftsteller, im Laufe der Jahre und mit dem wachsenden Werk von Romanen, Erzählungen, Novellen, Theaterstücken, Essays, einige böse Verrisse und viele große Lobpreisungen, verheiratet seit 1950, vier künstlerisch begabte Töchter, am Bodensee, der Heimat, zu Hause, weithin berühmt als einer der großen deutschen Romanschriftsteller der Gegenwart, im nächsten März 60 Jahre alt. Mit einer solchen Bilanz, nach einem solchen Lebenslauf, beschäftigt Sie, quält Sie das Bewußtsein des nun wirklich begonnenen Altwerdens?

WALSER: Na ja, auf jeden Fall überrascht mich, hat mich überrascht, dieses Erlebnis, daß es mir nicht gelungen ist, mich darauf vorzubereiten, obwohl ich das Gefühl habe, seit meinem 21. Lebensjahr habe ich nichts anderes getan, als mir vorzustellen, daß ich gleich furchtbar alt sein würde und daß das entsetzlich sein würde. Ich habe auch immer aufgepaßt, ältere Kollegen immer ungeheuer beobachtet, weil mir jeder Ältere leid getan hat, weil ich das von Anfang an für das Schlimmste gehalten habe und bewundert habe, daß Leute das überhaupt aushalten, älter und so nahe an dieser bestimmten Schwelle zu sein. Also diese Unfähigkeit, sich darauf vorzubereiten, ist schon sensationell als Erlebnis, nicht wahr? Und jetzt sich daran zu gewöhnen, das mache ich so, wie ich alles Unangenehme in meinem Leben beantwortet habe: Ich versuche das schreibend erträglich zu machen.

GAUS: Lassen Sie uns versuchen, die Entwicklung Martin Walsers, so gut sie sich in Frage und Antwort fassen läßt, nachzuvollziehen.

Sie haben Ihren Vater, der ein Gasthaus in Wasserburg betrieb, früh verloren, als Elfjähriger. Der Vater hatte sich verschwiegen, verborgen am Schreiben versucht. Der Familienhintergrund ist kleinbürgerlich, kleinbäuerlich. Wieviel Bewußtsein, wieviel an Empfinden ist Ihnen aus dieser sozialen Herkunft zugeflossen?

WALSER: Ich glaube, alles. Ich habe noch nichts an mir und in mir bemerkt, was nicht daher stammte. Im Laufe der Zeit bin ich darauf gekommen, daß also auch sehr abstrakte Sachen, die man vielleicht eher in den Überbau delegieren würde, daß auch das wirklich aus Kindheitserlebnissen stammt. Alle Kompetenz und Inkompetenz, mit der ich zu tun habe - aber das geht doch nicht nur

mir so. Nur wenn man das Schreiben als Lebensart hat, dann kommt man darauf, daß es so sei, und dann ist man direkt damit beschäftigt, dann denkt man: Moment mal, woher hast du diese Unsicherheit und diese Angst? Und wenn man sich lange genug mit so einer Angst beschäftigt, dann merkt man, ja, die hast du von deinem Vater oder von deiner Mutter oder von deiner Tante, eben aus kleinbürgerlich unsicheren Verhältnissen, wie sie auch damals durch die Zeit bedingt waren, diese Unsicherheiten. Daher kommt dann eben eine lebenslänglich nicht recht zur Ruhe zu bringende Stimmung.

GAUS: Sie haben sich in den sechziger Jahren politisch engagiert gegen die gesellschaftliche, wirtschaftliche Restauration in der Bundesrepublik zu Gunsten der Schwachen, der Benachteiligten, vielleicht - im Sinn Ihrer jetzt gegebenen Antwort - der Unsicheren. Dabei gingen Sie anders als andere Literaten, etwa Günter Grass, nach links hin über die Sozialdemokratie hinaus bis in die Nähe der Kommunisten, aber ohne Mitglied von deren Partei zu sein. Es gibt ein Bündel von Fragen, zunächst diese:

Können Sie den Hauptgrund Ihres politischen Engagements, den unbedingten Grund, aus dem alle aktuell bedingten Gründe sich ableiten, benennen?

WALSER: Ich habe 61 angefangen, mich auf dieses Parkett oder Glatteis verlocken zu lassen, damals für die SPD. Ich meine, das muß ich ein bißchen korrigierend hinzufügen.

GAUS: Sie haben ein Buch gemacht zur Bundestagswahl 1961 »Die Alternative, oder brauchen wir eine neue Regierung?«.

WALSER: Ja, ich habe es herausgegeben und habe einen Beitrag dafür geschrieben und die Einleitung und habe ungefähr sechzehn Kollegen dafür gewonnen. Und ich bin nur dann in keinem der künftigen Wahlkämpfe mehr in so etwas hineingekommen, weil ich fand, daß die Rolle der SPD 1965 schon im Verhältnis zum Vietnamkrieg erbärmlich war. Gut, und dann ...

GAUS: Der Hauptgrund des politischen Engagements ...

WALSER: Es sind zwei Gründe. Ich weiß nicht, ob es ein Grund ist. Ich empfinde, es sind zwei Gründe: Einmal das, was Sie vorher beschrieben haben als Herkunft. Das hat mich also gegen wirtschaftliche Ohnmacht - oder Ohnmacht im wirtschaftlich-sozialen Feld - erlebnisfähig gemacht und empfindlich gegen Machtausübung, weil natürlich, wenn man unsicher ist, wirtschaftlich, dann also auch persönlich unsicher ist, wenn man seine eigene Abhängigkeit kraß erlebt, als Kind, weil die Eltern kraß abhängig sind in einer Wirtschaftslage, weil sie sich schlecht behaupten können, weil sie in der Konkurrenz unterlegen sind usw. Und weil die allgemeine Wirtschaftslage so ist, daß sich die da auf diesem kleinbürgerlichen Feld unheimlich bekriegen müssen, also mitleidlos sind. Das habe ich alles miterlebt. Und das bestimmt einen. Ich habe einmal irgendjemandem gesagt, der geglaubt hat, ich sei ein Marxist, ich hätte Marx gelesen und studiert usw.: Als ich an der Universität war, hat man Marx nicht studiert. Und ich hielt es eigentlich auch für mich nicht für nötig, denn ich hatte Anschauungs-

material. Und das war für mich ein Grund, mich politisch auseinanderzusetzen.

GAUS: Sie hatten gesagt, daß es vielleicht zwei Gründe gebe.

WALSER: Ja, ich meine jetzt einen noch persönlicheren, von diesem wirtschaftlichen Erlebnis ausgehend wahrscheinlich, aber einen, den ich nun nie verlieren kann: Das ist überhaupt Machtausübung, also nicht nur auf einem wirtschaftlichen Feld, sondern jede Art von Machtausübung über mich. Vielleicht kommt das aus der Schule, möglich. Ich weiß das nicht. Vielleicht bin ich in meiner Schule so erzogen worden. Also, ich meine, durch negative Beispiele, durch Prügel sozusagen.

GAUS: Das würde heißen, daß Sie sich der Politik zugewandt haben aus anderen Gründen als man gewöhnlich sagt, daß jemand sich ihr zuwendet, nämlich um Macht zu verkleinern, nicht um welche zu gewinnen?

WALSER: Ja, ja, das ist vielleicht das Einzige, was ich kontinuierlich in meinem Leben erlebt habe und wovon ich nie abrücken konnte in der Beurteilung. Das habe ich immer gleich empfunden und empfinde es, je länger umso peinlicher, das ist, daß Macht nur mißbraucht werden kann, ganz egal, ob sie in der Familie, in der Schule, in der Wirtschaft oder im Staat ausgeübt wird.

GAUS: Es gibt in Ihren ersten Romanen, in »Halbzeit« etwa, vor allem Figuren aus dem Mittelstand, die das Tempo, die herrschende bundesrepublikanische Tüchtigkeitsnorm nicht mithalten können, die unterwegs sind zu ihrem Scheitern. Es gibt kaum Arbeiter in Ihren Büchern. Sehen Sie darin einen Mangel für sich selber, einen Mangel an Erfahrung? Oder stört Sie das nicht, weil das Figurenpersonal, das Figurenmaterial, das Sie aus der Erfahrung haben, aus der eigenen, Ihnen immer genügt hat?

WALSER: Nein, dieser Mangel könnte nur vom Leser empfunden werden. Nur der Leser könnte sagen: Da kommen überhaupt keine Arbeiter vor. Wenn der Leser diesen Mangel empfindet, ist es ein Mangel, dem ich nicht widersprechen kann. Für mich kann es kein Mangel sein, weil man in einer langen sich bildenden handwerklichen Erfahrung lernt, mit seiner eigenen Kompetenz und Inkompetenz auch auf diesem Feld umzugehen, muß man lernen. Und ich finde, ich bin da eher ängstlich als kühn. Ich würde es mir nie anmaßen - bis jetzt auf jeden Fall - einen Ruhrgebietsarbeiter als Romanhelden zu nehmen. Ich habe in den fünfziger Jahren einmal ein Radiogespräch in Stuttgart gehört. Da haben Max Bense und Walter Jens und noch jemand über den Roman diskutiert. Die Krise des Romans war das große Thema. Und ich glaube, ziemlich deutlich mich erinnern zu können, daß Walter Jens gesagt hat - das allerdings damals wahrscheinlich unter dem Eindruck der Weltfigur Hemingway, glaube ich -, ein Romancier müßte ein Gespräch von neapolitanischen Hafenarbeitern schreiben können. Da hatte ich das Gefühl, dann habe ich keine Aussicht, je einer zu werden. Aber ich habe mir das auch in Zukunft nicht zum Ziel gesetzt. Es ist ein kleinbürgerlicher Umkreis, den ich beschreiben kann, und ich glau-

be, wenn es z.B. um so etwas geht wie Abhängigkeit, dann kann das auch im Kleinbürgertum erlebt werden, und dann können auch Arbeiter, vielleicht, wenn sie das lesen wollen, lesen. Ich habe einmal eine Figur des Chauffeurs gemacht, und die wird jetzt in Recklinghausen auf die Bühne gebracht.

GAUS: In einer Rede vor Jungbürgern haben Sie 1970 gesagt, wir würden den Kapitalismus nur dadurch los, "daß wir ihm die Herrschaft über das Bewußtsein der wirtschaftlich Abhängigen entziehen". In derselben Rede sagen Sie später, Sie glaubten nicht, "daß die sogenannte Diktatur des Proletariats die wünschenswerte Lösung wäre. Es muß einen demokratischen Sozialismus geben. Er ist als Befreiungstendenz die natürliche Tendenz der menschlichen Geschichte." Was Sie damit sagen, ist kühn. Sie stellen in der Rede zwar fest, daß die Mächtigen noch stets diese Geschichtsentwicklung einzuschläfern versucht haben, aber immerhin nennen Sie den demokratischen Sozialismus eine natürliche Tendenz der Menschen. Hoffen Sie darauf noch immer, nun Sie älter und erfahrener im Umgang mit Menschen geworden sind, oder sehen Sie das inzwischen anders?

WALSER: Das sehe ich nicht sehr viel anders. Vielleicht würde ich jetzt das Vokabular, das ich benutzt habe, ein zu sehr soziologisch-politisches nennen. Aber daß die Ansprüche der Menschen an ihre Selbstbestimmung nicht sinken, sondern zunehmen, das können wir überall sehen. Und daß sie sich Abhängigkeiten und unkontrollierte Machtausübung über sich immer weniger gefallen lassen werden. Es scheint mir eine natürliche Tendenz, tatsächlich, der menschlichen Geschichte zu sein. Die ist ungebrochen. Die aufeinanderfolgenden Gesellschaften auf diesem Erdball lassen sich doch dadurch charakterisieren, daß die Menschen immer mehr dieses Menschenrecht entdeckt, dann erfochten haben.

GAUS: Das heißt, Sie sehen eine Vorwärts-, eine Aufwärtsentwicklung der Menschen? Mit Rückfällen, aber Sie sehen das?

WALSER: Ich sehe eine Zunahme des Menschenrechts auf der Erde, ja, das ist unabweisbar für mich.

GAUS: Glauben Sie, daß es möglich ist, einen neuen Menschen zu erziehen, zu bilden?

WALSER: Das heißt ja, der müßte einem dann vorschweben. Ich denke überhaupt nicht an Zukunft. Utopie ist mir ein Fremdwort. Aber Vergangenheit ist mir etwas ganz Erlebbares und mich Motivierendes. Im Blick auf die Vergangenheit sehe ich, daß es eben so ist, daß wir zunehmen an Selbstbewußtsein und eben auch als Selbstbewußtseinsmöglichkeit, also durch Selbstbestimmung usw.

GAUS: Es gibt in der menschlichen Geschichte Gegenbeweise, daß eine Gefahr kommt und keine Gegenkräfte sich bilden, oder jedenfalls die Gegenkräfte nicht stark genug sind.

WALSER: Aktuell in einer Katastrophensituation oder -epoche, aber als Gesamtgeschichte, glaube ich nicht. Ich weiß es nicht, mir ist im Augenblick nicht ein Beispiel gegenwärtig, daß es eine die Menschheit bedrohende, geradezu anthropologisch gefährlich werdende Kraft gegeben haben sollte, gegen die dann letzten Endes nicht doch etwas entstanden ist als Widerstand, als Überwindungsfähigkeit, also, bitte schön, als Lernfähigkeit. Ich halte uns für lernfähig.

GAUS: Über Ihr politisches Engagement haben Sie in einigen Abständen gesagt, mit einem Mikrofon vor einer großen Menge über Politik zu sprechen, das sei nicht Ihr Element, sondern Sie hätten es getan, weil Sie es für notwendig gehalten haben. Nun genügt das ja als Grund vollkommen. Sehen Sie heute für sich solch einen Grund als nicht mehr gegeben an?

WALSER: Ja, das war eben ein aktueller Notstand.

GAUS: Das war damals der Vietnam-Krieg?

WALSER: Das war damals hauptsächlich der Vietnam-Krieg. Angeregt durch das Engagement älterer Kollegen, die sich schon gegen den Frankreich-Algerien-Krieg, die Notstandsgesetze gewendet hatten, dann die Anti-Atom-Bewegung, Ostermärsche, das war alles schon. Und dann ist in meine Mitte hinein der Vietnam-Krieg gekommen, weniger der Krieg als die bundesrepublikanische Berichterstattung und Beurteilung diesen Krieg betreffend. Das hat mich provoziert, und etwas Vergleichbares gibt es zum Glück für mich nicht.

GAUS: Sie haben dem Sinn nach Ihr Fernbleiben von bestimmten Demonstrationen, in Mutlangen z.B., damit begründet, daß ein auf einem anderen Feld, bei Ihnen also in der Literatur erworbener Name, nicht auf politischem Feld eingesetzt werden dürfe.

WALSER: Ja.

GAUS: Ich frage hier nicht nach Rechtfertigungen, wie sollte ich das können. Ich frage, ob solcher Verweis wie der von Ihnen auf die Leisten, bei denen man bleiben soll, nicht ein Verweis ist, der die zunehmenden Argumente von Rechts stützt, daß z.B. die Kirche sich von politischen Engagements in der Friedensdiskussion etwas fernhalten und bei ihrem Leisten bleiben sollte, der nicht von dieser Welt ist. Sehen Sie diese notwendige Parallele, die gezogen werden könnte?

WALSER: Friedensbewegung, das ist nicht ein Leisten, der einem fremd sein kann. Ich dachte da eher an die Verwendung von sogenannter Prominenz in Wahljahren; die Verwendung eines auf einem anderen Feld erworbenen Namens in einem speziell aktuell politischen Feld. Das schien mir nicht einfach anwendbar, herüberbringbar und auch benutzbar zu sein. In der Friedensbewegung, in einer Kette, da kann ich eben 1,30 m oder 1,50 oder 1,90 Spannweite ausfüllen, aber nicht eine prominente Stelle einnehmen. Aber als sogenannter

Prominenter beim Weggetragenwerden, das widerstrebt mir.

GAUS: Sie wollen aber zurückweisen, wenn das, was Sie sagen, was Ihnen da widerstrebt, der Gebrauch, der Mißbrauch des prominenten Namens, der auf anderem Felde erworben wurde, daß dieses in Parallele gesetzt werden könnte zu der wachsenden Aufforderung, auch die Kirchen mögen sich zurückhalten?

WALSER: Also das habe ich noch nie in diesem Zusammenhang überlegt. Und es käme mir fremd vor, das zu tun; denn die Kirche hat einen unmittelbaren gesellschaftlichen Auftrag als ein einzelner Schriftsteller. Das läßt sich, glaube ich, einfach nicht vergleichen. Und von hier nach da führt kein Gedankenweg.

GAUS: Ihre Bücher sind - so kommt es mir jedenfalls vor - in den letzten Jahren sozusagen privater geworden; sie behandeln existentielle Probleme, bei denen gesellschaftliche Bezüge stärker zurücktreten als in früheren Arbeiten. Kann man sagen, der Autor Martin Walser habe nicht, noch nicht, seinen Frieden mit sich selber gemacht, nicht gefunden, wohl aber mit der bundesrepublikanischen Welt?

WALSER: Das wäre kühn. Das widerstrebt mir auch, diese Zusammenbindung. Natürlich, mir widerstrebt auch das Wort: "Den Frieden finden". Ich kann, weil ich die bundesrepublikanische, so zu nennende gesellschaftliche oder politische Welt in meinen Büchern nicht unmittelbar erzähle, doch nicht glauben, daß es stimmt, wenn Sie sagen, daß ich ein privater Autor sei. Die Abwesenheit des politischen Themas selbst heißt nicht, daß das Buch für mich keine gesellschaftliche Dimension haben könne. Natürlich, ich sage, aus handwerklichen Einsichten, ich kann die gesellschaftliche Dimension, die sogenannte politische Brauchbarkeit oder überhaupt gesellschaftliche Brauchbarkeit, nicht beabsichtigen. Ich kann meine Kompetenz nicht produzieren. Aber ich kann auf meine Erfahrungen, auf meine negativen Erfahrungen, nach meiner Art literarisch antworten und muß dann hoffen, daß in meine negativen Erfahrungen etwas eingegangen sei, was verallgemeinerungsfähig für den Leser ist, der ähnliche Erfahrungen hat. Das ist der Weg; anders kann ich mir das nicht vorstellen. Direkt zu zielen, das hätte mir nie - auch früher nicht - gelegen; also direkt einen Roman über das Verteidigungsministerium zu schreiben.

GAUS: Ich habe Ihnen das nicht unterstellt. Natürlich, Sie haben einen solchen Roman nicht geschrieben. Aber ich habe doch den Eindruck, daß die gesellschaftlichen Bezüge deutlicher waren, früher, als sie jetzt sind, als beispielsweise in der »Brandung« oder im »Fliehenden Pferd«. Aber Sie haben es zurückgewiesen und haben es halb eingestanden.

WALSER: Kein bißchen, kein bißchen! Als »Das fliehende Pferd« herauskam, kam der Lodemann vom Südwestfunk-Fernsehen ins Haus. Die erste Frage: "Was werden Ihre Freunde sagen, ein Buch, in dem es überhaupt keine Politik gibt?" Da habe ich gesagt: "Entschuldigung, wann hat es bei mir im Roman je Politik gegeben?" Für mich ist der Roman eine intime Bewußtseinsentfaltung und erzielt seine politische Kompetenz auf eine höchst indirekte Weise. Etwas

anderes ist es bei Stücken, bei Theaterstücken. Die öffentliche Rede auf der Bühne, die kann direkt politisch sein, das meine ich immer noch, obwohl ich mich da wahrscheinlich nach wie vor in einer hoffnungslosen Isolation unter Kollegen befinde. Aber der Roman? Wenn zwei Männer vor zwei Frauen in eine unselige Konkurrenz darüber ausbrechen, wer von beiden das richtige Leben führe, und sich dabei fast auf den Tod bekriegen, dann, glaube ich, kann solch eine Auseinandersetzung nur in unserer Art Gesellschaft stattfinden. Ich sehe dann schon eine gesellschaftliche Bedingung mit enthalten. Aber das ist meine private Meinung dazu. Das kann jeder Leser für sich bestimmen.

GAUS: Sie haben Ihre Figur Messmer sagen lassen: "Mich verändert alles, ich verändere nichts."

WALSER: Ja.

GAUS: Ist das eine resignierende Einsicht von Ihnen, oder bezeichnet der Satz gerade auch in seiner Bitterkeit einen willkommenen Schmerz, der sich in Literatur ummünzen läßt?

WALSER: Schön gesagt, ja. Also das erste ist wohl, daß ein Schriftsteller nach meiner Erfahrung sein Selbstbewußtsein nicht davon abhängig machen kann, was er für Wirkungen erlebt. Ich habe immer gesagt, da muß man Chirurg werden, dann weiß man in seinem Umkreis, welche Mägen man gerettet hat. Oder man kann Zahnarzt werden, dann weiß man, wem man geholfen hat. Ein Schriftsteller hat keine Chance, von Wirkungen zu leben. Es ist lächerlich zu glauben, man könne Wirkungen beobachten. Man ist ein winziger Mitarbeiter in einem irrsinnig langen geschichtlichen Prozeß und muß auf Wirkungserlebnisse verzichten. Andererseits erlebt man, daß alles auf einen eine Wirkung hat, daß man zerquetscht wird vor lauter Einflüssen. Ich habe so viele Einflüsse in mir, daß ich wirklich manchmal Mühe habe, abends mich an meinen Namen und an mein Geburtsdatum zu erinnern, weil am Tage wie vorübergehende Wetterfronten Meinungsgewitter über einen herziehen. Und ich kann mich schlecht wehren gegen Einflüsse. Ich bin Einflüssen ausgeliefert. Daher kommt dann letzten Endes dieser Satz, dem Sie seinen narzistischen Überhang durch Ihre Beschreibung sehr fein angemerkt haben.

GAUS: Im Jahre 1976 hat der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki eine überaus negative Kritik über Ihren Roman »Jenseits der Liebe« geschrieben, in der er auch gehöhnt hat über Ihr linkes politisches Engagement. Sie haben diese Rezension später einen Attentatsversuch genannt. In diesem Zusammenhang zwei Fragen: Denken Sie, daß der damalige Verriß auch politische Hintergründe hatte?

WALSER: Das muß ich annehmen, denn es war soviel in der Kritik, die zwar rein literarisch begonnen hatte, von Politik die Rede. Für mich ist diese Kritik der Höhepunkt einer Behandlung, die ich erfahren habe, so von 1970 bis 1976, sechs Jahre lang, als die Leute mich für einen Kommunisten hielten. Und der Reich-Ranicki hat mir dann vorgeworfen, daß ich noch nicht mal das

sei. Er hat natürlich genauer hingeschaut als andere, und das hat ihn offenbar geärgert. Wenn ich DKP-Mitglied gewesen wäre, dann hätte er mich behandeln können, wie man damals den Kroetz behandelt hat oder sogar den Henze usw. Ich glaube, das hatte auch politische Gründe. Kann sein, daß ihm natürlich das Buch nicht gefallen hat. Das ist auch möglich. Aber beides hat in der Kritik eine Rolle gespielt.

GAUS: Was bedeutet, zweite Frage, allgemein die literarische Kritik für Sie?

WALSER: Das also habe ich einen Attentatsversuch genannt, weil ich es so empfunden habe. Das ist der Versuch, einen aus der Literatur hinauszustoßen. Wenn das dann nicht gelungen ist, sagt der Kritiker später, es sei ihm gelungen, einen besseren Schriftsteller aus dem Betreffenden zu machen.

GAUS: Irgendwie hat er immer recht.

WALSER: Ja. Es gibt, wenn Sie die Literaturwissenschaftler oder Historiker fragen, ein paar Fälle in der bundesrepublikanischen Feuilletongeschichte, da ist es den einzelnen Kritikern gelungen, Kollegen sozusagen zum Schweigen zu bringen. Ja gut, dann kann man sagen, haben sie recht. Die haben vielleicht dann immer recht. Aber ich will damit sagen, ich glaube, das kann ich sagen, Kritik, die daherkommt und mir vorrechnet, was ich falsch gemacht habe in einem Buch - ich sehe auch Fehler, die man macht -, die kann ich ertragen. Aber wie jeder andere Mensch bin ich empfindlich gegenüber auf die Person gezielte Polemik.

GAUS: Schon seit längerem, aber in jüngerer Zeit verstärkt und betont, äußern Sie sich zur Frage nach der deutschen Nation, nach der Identität der Deutschen, über die deutsche Teilung, die, so sagen Sie, nicht von Bestand sein dürfe und sein könne. Grob zugespitzt gefragt, befindet sich Martin Walser im Transit von gesellschaftlichen Fragen zur nationalen Frage?

WALSER: Sind das zwei Fragen?

GAUS: Das ist eine Frage. Sie meinen, das ist ein Gegensatz?

WALSER: Für mich nicht. Wie kann eine Gesellschaft, ohne Nation zu sein, Gesellschaft bleiben? Mir fällt es seit langem auf, aber ich muß sagen, den Mut, das überhaupt auszusprechen, das, was man gedacht hat, empfunden hat, gelegentlich auch auszusprechen, den kriege ich und habe ich gekriegt durch die Beobachtung, daß - wieder eine optimistisch stimmende Beobachtung - die beiden deutschen Teile politisch jetzt eher wieder aufeinander zugehen. Nachdem in den sechziger Jahren durch Adenauer-Ulbricht eine Polarisierung stattgefunden hatte, zunehmende Feindseligkeit, ist es jetzt wieder möglich geworden, die DDR näher zu sehen. Es fahren Leute in die DDR, die in den sechziger Jahren oder Anfang der siebziger Jahre das für ein Verbrechen gehalten oder unsereinen hinübergewünscht haben usw. Sie kennen dies alles. Das heißt, es ist ein sachlicheres Verhältnis eingetreten, und das hat es mir auch ermöglicht, von ei-

ner Empfindung zu sprechen. Die kommt von meinem Jahrgang und allerdings vielleicht auch von meiner Schule. Da muß ich Ihnen ganz positiv sagen, daß ich also als Deutscher geboren bin; alles, was Geschichte an einem und in einem bewirkt, in mir also einen Deutschen produziert hat. Und daß meine Aufenthalte im Ausland mir gezeigt haben, daß ich ein Deutscher bin und daß ich überhaupt keine Chance habe, irgendetwas anderes zu sein. Und daß die im Ausland, die mit mir zu tun hatten, jeweils Franzosen, Engländer, Russen, Amerikaner waren und sind und daß sie es gern waren und sich nicht geniert haben. Und daß sie oft nicht begriffen haben, daß wir Deutsche uns das gefallen lassen, was wir da jetzt haben, dieses geteilte Deutschland. Und nun allerdings der Mangel, der besonders kraß erlebbare Mangel, daß bei aller politischen Vernunftzunahme in der Behandlung der beiden Teile zueinander, daß in den nächsten Generationen nach uns, bei vielen, mit denen man zusammenkommt, auch mit Kollegen und Intellektuellen, daß die sagen, das sei überhaupt kein Problem, die deutsche Frage sei überhaupt keine Frage. Das ist eine Fülle von Gedankenlosigkeit, auf jeden Fall zur falschen Reaktion reizende pseudogeschichtliche Herleitung, daß wir nie eine Nation gewesen seien und deswegen auch keine sein müßten, die mich oft dann allerdings zur Wut reizt. Verstehen Sie?

GAUS: Ist die Nation, die Identität, die nationale Identität für Sie an einen Einheitsstaat, einen nationalen Einheitsstaat gebunden?

WALSER: Ja, eine Nation braucht einen Staat. Ich meine, unter den zitierten Sprüchen aus der Vergangenheit, daß wir sowieso keine gewesen seien, da gibt es den schönsten von Goethe und Schiller: "Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens. Bildet, ihr könnt es, dafür zu freien Menschen euch aus." Dagegen setze ich wiederum Hölderlins Eigenschaftswort. Er hat nie "national" gesagt, er hat immer gesagt "nationell". Und ich habe einmal das ganze Werk durchgeforscht, was das eigentlich bei ihm heißt. Fremdwörter muß man ja wirklich, wenn man sie ernsthaft verwenden will, aufbrechen können. Und Hölderlin hat nationell immer verwendet wie das deutsche Wort "eigentümlich". Es ist ein Synonym, ein Wort für eigentümlich. Und man kann nicht eigentümlich sein in einer Staatengesellschaft, ohne für diese Eigentümlichkeit auch den entsprechenden Staat zu haben. Deswegen genügt es nicht, heute zu sagen: Kulturnation, Geschichtsnation, diese jetzt angebotenen Ersatzbildungen. Es ist klar, ich bin nicht für die Position der Stärke, Adenauer, Wiedervereinigung usw. Das interessiert mich überhaupt nicht. Ich bin dafür, daß die DDR die vollkommene Anerkennung genießt und in vollkommener Selbständigkeit irgendwann wieder, und die Bundesrepublik genauso, als freie Staategebilde aufeinander zugehen und das Vernünftige tun können.

GAUS: Sie haben vorhin gesagt, Utopie ist für Sie ein Fremdwort, aber nun nehmen Sie es sich ja heraus - und das ist ein selbstverständliches Recht - zu sagen: "Ich will diese Teilung nicht ertragen." Wenn man das sagt, handelt man sich dann nicht die Verantwortung ein, daß man auch bedenken muß, was dies politisch bedeuten könnte. Auch wenn Utopie für Sie ein Fremdwort ist, wie stellen Sie sich dann das neue, andere Deutschland, das Sie eben beschrieben

haben, gesellschaftlich vor? Sozialistisch? Kapitalistisch?

WALSER: Das darf man eben nicht wissen wollen. Das ist falsch für mich, weil man dadurch sofort wieder ausschließt und verhindert. Man muß sich nach der Vergangenheit verhalten, das aus der Vergangenheit kommende Bedürfnis, daß dieses Land ein Land sei und eine Nation und ein Staat sei. Dieses Bedürfnis habe ich, und diese Empfindung habe ich. Wenn ich in Leipzig bin, habe ich es ganz stark, und wenn ich in Weimar bin, habe ich es ganz stark. Letzte Woche habe ich mit einem Franken geredet, der hat mir erzählt, ganz konkret, wie bei Sonnenberg Franken allmählich nach Thüringen übergeht und wie sinnlos diese Grenze ist. Oder, ich erinnere Sie, in Ihrem Buch der schönste Satz, der schmerzlichste Satz: "Die Elbe, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze." Nicht wahr? Da sind Sie wohl in der Generation wie in der Denkungsart - das wage ich zu vermuten - nicht weit weg von mir.

GAUS: Aber bleibt nicht die Verantwortung dann doch noch auf uns hängen nach den Erfahrungen, die wir teils selber haben machen müssen, teils aber uns auch aus der Geschichte aneignen konnten, hier dann doch ein bißchen pragmatisch-politisch zu denken? Darf man, Sie dürfen es vielleicht, aber ich frage nun: Darf der Dichter Walser ohne Ansehen aller Konsequenzen sagen: "Ich will es so nicht ertragen."?

WALSER: Also, der *Schriftsteller* Walser. Das geht davon aus, was jetzt bei Ihnen hier schwingt, daß die Deutschen als Nation diese Schuld auf sich geladen haben.

GAUS: Nein, ich muß hier unterbrechen, bevor wir auf einen falschen Weg kommen. Sie hatten, denke ich, recht, als Sie eben sagten, wir sind da in vielerlei Hinsicht einander sehr nahe. Was ich mit meiner Skepsis, ob man das denn so sagen dürfe, meine, führt nicht in diese Bereiche hinein. Wenn man sich zu diesem Thema bekennt, gehört dann nicht auch dazu ...

WALSER: ...die Vorstellung, wie es sein sollte.

GAUS: Ja, also gut ...

WALSER: Entschuldigung. Das Andere können wir ausklammern...

GAUS: ...weil es zwischen uns kein Thema ist.

WALSER: Ja, ja. Es wäre auch lächerlich zu glauben, daß irgendwann noch einmal so ein Größenwahn nur deswegen zustandekäme. Wie es aussehen soll? Die Welt wird nicht in dem Sinne sozialistisch und kapitalistisch bleiben. Das wird sie sowieso nicht. Sehen Sie, Gorbatschow, Entdogmatisierung, die Lehre, also dieses religiöse Vokabular des Marxismus in Moskau wird abnehmen, und im Westen wird die missionarische Haltung abnehmen, und dadurch wird auch die Chance für diese beiden deutschen Teile steigen, daß sie zusammenkommen.

GAUS: Erlauben Sie mir eine letzte Frage: Der Satz von Ihnen, "ein Gewissen zu haben und doch abends noch lachend auf die Straße zu gehen", beschreibt dieser Satz eine seelische Balance, die Sie besitzen oder doch besitzen möchten?

WALSER: Es ist ja auch eine Erfahrung, daß man einfach weiterlebt. Das ist das, was mich gegen alle nur verschränkenden, pessimistischen Haltungen einnimmt, weil ich sehe, daß sehr viele Leute auch das Leben, das sie so verurteilen, so zu schätzen wissen. Der Appetit am Leben nimmt nie ab, trotz furchtbarer Kassandraruhe, die die Leute dabei ausstoßen.

Dieses (hier leicht gekürzte) Gespräch wurde - im Rahmen der von Günter GAUS geführten Gesprächsreihe "Deutsche" - am 2.11.86 im WDR-Fernsehen (ARD) ausgestrahlt. Die Redaktion hatte Sigrid Rohland.

*Das Problem für mich ist die freie ideologische Auseinandersetzung.
Heiner Müller: Ja, ja. Das ist sicher nach wie vor ein Problem. Klar. Bloß, es gibt da dann eben Punkte — Biermann, der hat für mich, nach meiner Meinung, doch eine romantische Position. Also man kann nicht Ulbricht kritisieren von einem geträumten Thälmann her.*

Postmoderne Linke?

Über die Tragik nicht nur der spanischen Linken I

Die in jüngster Zeit nicht mehr zu leugnende Krise des individuellen und kollektiven Selbstverständnisses unter den Linken läßt Zweifel an der Unantastbarkeit der überkommenen Theoreme mehr als berechtigt erscheinen; diese Zweifel sind inzwischen zur politischen Richtschnur der politischen Analyse und der Selbstkritik der Linken geworden und zwar nicht bloß in den Gesellschaften, in denen der Kapitalismus immer noch die Vorherrschaft ausübt, sondern auch in den seit mittlerweile drei bis vier Generationen sozialistisch organisierten. Hier wie dort breitet sich längst ein skeptischer, ätzend-kritischer Geist aus. Jede Zukunftssicherheit ist brüchig geworden. Die Linke ist nicht nur von abstrakten Projekten und Modellen, sondern von ganz konkreten Verlockungen durcheinander gebracht worden — nicht dieser oder jener Teil der Linken, sondern die ganze Bewegung, die Linke als allgemeine Grundeinstellung und als politisches Projekt. Der vielen Leid, sagt ein spanisches Sprichwort, ist der Dummen Trost. Trotzdem sind wir dazu gezwungen, einen allgemeinen Trost zu finden. Die entfesselte Dynamik des Kapitalismus, von uns jahrzehntelang sträflich gering geschätzt, ist ganz offenbar in der Lage auch uns ihre Gifte als Genüsse und Luxusmittel zu verkaufen.

Zu diesem 'allgemeinen Trost' kann uns nicht nur eine Reorganisierung der politischen Ziele auf neuer, breiterer Ebene verhelfen (Friedens- und Ökologiepolitik, Unterstützung der Befreiungsbewegungen), sondern auch eine kühle objektive Analyse der theoretischen Grundlagen dieser Epoche des 'postindustriellen' Kapitalismus. Vielleicht sind doch die Linken selbst von den irrationalistischen, antiaufklärerischen, formalistischen Tendenzen der sogenannten Postmoderne nicht ganz verschont geblieben. Eine postmoderne Linke?

*

Jedes Land hat die Linke, die es verdient. Und diese Linke ist natürlich das Ergebnis von sehr komplexen, historisch-konkreten — d.h. nationalen — Entwicklungen. In einem Brief von Engels an Marx vom 7. Oktober 1858 (MEW 29/358) ist über die Lage der englischen Arbeiterklasse zu lesen, "daß das englische Proletariat faktisch mehr und mehr verbürgert, sodaß diese bürgerlichste aller Nationen es schließlich dahin bringen zu wollen scheint, eine bürgerliche Aristokratie und ein bürgerliches Proletariat *neben* der Bourgeoisie zu besit-

zen." Diese Entwicklung hat sicher andere Gründe als nur die von Engels zitierte "Exploitation" der ganzen Welt durch die englische Nation (also auch schon durch das englische Proletariat des Jahres 1858), Gründe, die in vielerlei Hinsichten in der spezifischen Geschichte der englischen Nation bzw. der Völker Großbritanniens zu suchen sind, und keinesfalls nur in abstrakten Schemata von allgemeingültigem Charakter. Diese Tatsache vergessen zu haben ist eine Folge nicht nur vulgärmarxistischen, sondern auch vulgärenlinenistischen Denkens, wie es seit den 30er Jahren bis praktisch vorgestern links vorherrschend war. Ohne die jeweils konkreten Bedingungen eines jeden Volkes objektiv, vorurteilsfrei und ohne dogmatische Scheuklappen zu betrachten, wird es nie gelingen, die Arbeiterbewegung wirklich zu reaktivieren. Mögen selbstverständlich *alle* vom Kapital, vom Imperialismus oder vom Neokolonialismus ausgebeuteten Völker ein gemeinsames Ziel haben, nämlich den *einen* Feind mazzusetzen: jedes von ihnen hat eigene Möglichkeiten, eigene Bewegungsregeln und nicht übertragbare taktische Funktionen. Gerade weil diese differenzierte Art der Betrachtung während der 30er Jahre noch äußerst selten war, blieb der spanische Bürgerkrieg und sein soziohistorischer Kontext für viele ein Rätsel. Und aus demselben Grund müssen viele der spezifischen Probleme der heutigen Linken in Spanien ebenso rätselhaft für diejenigen erscheinen, die immer noch in "allgemeingültigen" Schemata zu denken pflegen. Natürlich hat die Entwicklung in den sozialistischen Ländern während der letzten Jahre dazu beigetragen, alte Omnipotenzphantasien über Bord zu werfen und die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der sozialistischen Revolution als das zu sehen, was sie wirklich sind: ein Fundament zwar, nicht überall gleich und auch nicht aus genau derselben Substanz, auf dem aber jeweils ein äußerst differenziertes Gebäude aufgestellt werden muß.

So hat eine analytische Betrachtung der desolaten Lage, in der sich derzeit die spanische Linke befindet, von zwei Standpunkten auszugehen. 1. Spanien als mittleres kapitalistisches Land mit fortgeschrittener, wenn auch nicht abgeschlossener Industrialisierung und in das westeuropäisch-nordamerikanische Wirtschafts- und Strategiesystem integriertes; 2. Spanien als ein Land mit spezifischer historischer, soziokultureller und innenpolitischer Prägung, die z.T. von der mitteleuropäischen Norm stark abweicht, als Land, das von den konkreten Ereignissen des Bürgerkrieges und einer 40jährigen halbfaschistischen Diktatur geprägt worden ist.

Über Bürgerkrieg und Faschismus ist fast alles gesagt worden. Was ihre Projektion auf das heutige Spanien und auf die revolutionäre Arbeiterbewegung betrifft, so halte ich es doch für notwendig, einige Punkte wieder in Erinnerung zu bringen:

Der Bürgerkrieg 1936-1939 ist bis heute bei vielen Spaniern nicht vergessen, ja nicht überwunden. Von besonderer Brisanz ist diesbezüglich die Tatsache, daß es gerade die Ultrarechten sind, die immer noch an das Brudergemetzel wie an eine glorreiche Episode, an einen "Befreiungskreuzzug" denken. Gefährlich ist diese Denkweise deswegen, weil der harte Kern der frankistischen "Kreuzrit-

ter" unter den hohen Offizieren, vielen von Franco protegierten Großindustriellen und Finanzgurus des Regimes und breiten Teilen der gutsituierten, über wichtige Verbindungen zur Staatsverwaltung, zum Bankwesen und Großgrundbesitz verfügenden Bourgeoisie zu finden ist. Diese Gruppe der ewig Gestrigen hätte keine Sekunde gezögert, das Land wieder in einen Bürgerkrieg hineinzuziehen, und die mehr oder weniger dilettantisch ausgeführten Putschversuche der letzten Jahre können als die Eisbergspitze dieser Nostalgiker der Diktatur gewertet werden. Zwei Faktoren hätten sich wahrscheinlich als Bremsklotz für diese rechtskonservativen Putschgelüste erwiesen: Die inzwischen beträchtliche Masse des Industrie- und Finanzkapitals mit ihrer starken Verflechtung im Ausland würde eine Rückkehr in die autoritären Strukturen als für ihre derzeitigen Interessen und Pläne in Spanien nicht förderlich betrachten, hätte sie also höchstwahrscheinlich nicht unterstützt. Außerdem steht die heutige katholische Kirche sicher nicht so geschlossen hinter den Reihen der Faschisten, wie sie es 1936 tat. Auch die völlig neue Lage in Europa und in der Welt, nicht zuletzt aber auch die veränderte soziale Struktur des spanischen Volkes und seiner Mentalität hätten meines Erachtens jeden ernstesten Versuch, die Uhr der Geschichte zurückzudrehen, vereitelt.

Trotzdem ist der Bürgerkrieg irgendwie präsent wie ein Alp in der Erinnerung der Spanier. Wenn es einen Punkt gibt, in dem die überwiegende Mehrheit der Spanier einer Meinung ist, dann eben dieser: Der Bürgerkrieg darf unter keinen Umständen wiederholt werden. Das ist vielleicht der wichtigste Grund dafür, daß die extreme Rechte über keinerlei politisch-parlamentarische Bedeutung verfügt (obwohl das Land keine 5-Prozent-Klausel kennt). Spaniens Neofaschisten treiben ihr Unwesen auf den Straßen, besonders in den eleganten Wohnbezirken der Großbourgeoisie und rotten sich ein paarmal pro Jahr vor den Heiligtümern des Frankismus zusammen. Natürlich muß man wachsam bleiben, denn obwohl die spanischen Faschisten niemals eine besondere Sympathie für die USA bekundet haben, so wären sicher bestimmte Elemente in Washington jederzeit bereit, sie zu unterstützen, sollte z.B. in Spanien eine revolutionäre Lage entstehen. Aber das gehört ins Reich der politischen Science-fiction.

Sehr wichtig sind auch andere Punkte, die 'neutrale' Beobachter zu übersehen pflegen. Der Sieg Francos bedeutete für Spanien nicht nur eine fast vierzigjährige Abkoppelung von jeder demokratischen Kultur, ja von jedem politischen Denken überhaupt. Das kulturelle Niveau des Landes sank auf eine erschreckende Tiefe, der billige Opportunismus des Regimes färbte auf alle Kreise, Menschen und Institutionen des Landes ab. Eine rigide und besonders primitive Zensur unterdrückte jeden Versuch, das öffentliche Leben aus der erstickenden Atmosphäre zu befreien. Nach den überaus harten Jahren der Verfolgung, der Ausschaltung der politischen Gegner, in denen das Volk gelähmt von der Angst und vom Hunger war, öffnete Franco langsam die Tore des Landes. Ausländisches, insbesondere amerikanisches Kapital floß allmählich ein, der Industrialisierungsprozeß begann. Im Laufe von kaum 15 Jahren fand in Spanien unter den Bedingungen einer faschistoiden Militärdiktatur ein Prozeß statt, der in anderen europäischen Ländern ein halbes Jahrhundert in Anspruch nahm und obendrein unter erheblich besseren sozialen Bedingungen als in Spa-

nien erfolgte. Hier nämlich gab es kein Streikrecht, keine Parteien, keine freien Gewerkschaften. Der Staat diktierte Löhne und Preise, Arbeitsbedingungen und natürlich die ganze Investitions-, Produktions- und Außenhandelspolitik. Bestimmte, für viele autoritär-paternalistische Regime typische Normen zum "Schutze" der Arbeiter (Kündigungsschutz, Mietpreisstopp, Ansätze einer Sozial- und Krankenversicherung) und die bisher in Spanien unbekannte Möglichkeit, Arbeit für die ganze Familie zu finden, trieb Millionen vom Land in die Städte, in die Industriezentren. Bis zum "Stabilisierungsplan" von 1969 wuchs das spanische Bruttosozialprodukt um jährlich 7%.

Trotz der harten Lage der landlosen Bauern und Saisonarbeiter, trotz Elend und Kriminalität in den überfüllten Vorstädten empfanden viele spanische Arbeiter zum ersten Male in ihrem Leben sowas wie ein Gefühl der Hoffnung. Diejenigen, die Arbeit hatten, wollten das Wenige unter keinen Umständen wieder verlieren. Da politische und soziale Rechte unbekannt waren, wurden sie nicht unmittelbar vermisst. Das Dringendste und Nötigste dagegen, nachdem so viele jahrelang umsonst getrachtet hatten, war jetzt endlich da. Franco wußte aus dieser Lage ein doppeltes Kapital zu schlagen: Hatte er in den Jahren des Hungers den Sport (insbesondere Fußball) als Opium des Volkes geschickt eingesetzt, so tat er jetzt dasselbe mit dem zuerst bescheidenen Konsum, der langsam zu der gleichen Bedeutung kam, wie in jeder kapitalistischen Gesellschaft. Die Möglichkeit, arbeitslose Spanier aus den ländlichen Gegenden in das entwickelte Europa zu schicken, wirkte wiederum wie ein Sicherheitsventil auf der sozialpolitischen Ebene, während die von den Arbeitern aus dem Ausland überwiesenen Millionen in harten Devisen dazu dienten, die Franco-Höflinge zu bereichern und den Prozeß der Modernisierung in nicht gerade atemberaubendem, aber für die machthabende Clique genehmem Tempo zu fördern. Die Öffnung des Landes für den Tourismus war auch nolens volens eine Öffnung für Ideen und Lebensformen, die bisher streng verpönt waren; der riesige Devisenstrom half den Francisten, das Land noch tiefer in den Sog eines abhängigen Kapitalismus zu treiben. Als der greise Diktator starb, war das Land reif für den politischen Wechsel, ohne Krämpfe und ohne den Drang zu radikalen Umwälzungen. Zwei wichtige Punkte unterscheiden also die frankistische Diktatur von allen anderen faschistischen oder faschistoiden (läßt man mal die Tatsache beiseite, daß sie die längste Dauer von allen hatte): Sie war die einzige, die erst nach einem blutigen, drei Jahre langen Bürgerkrieg mit internationaler Teilnahme, nicht also durch einen kurzen Handstreich und Militärputsch, schon gar nicht durch Wahlen an die Macht kam. Und zweitens, sie war auch die einzige, die nicht durch eine Revolution, zumindest durch eine 'Palastrevolte' beendet wurde. Francos Diktatur klang einfach aus, sie war historisch und sozial längst überholt, als der Generalissimus noch Hinrichtungsurteile gegen Basken und demokratische Offiziere unterschrieb. An seinem ersten Todestag konnte man auf dem Titelblatt eines angesehenen Wirtschaftsmagazins unter einem Bild des Diktators die Frage lesen: "Franco. War das vor hundert Jahren?"

Was machte aber die Linke unter der Diktatur? Die beiden großen Organisationen vor dem Bürgerkrieg, die sozialistische Arbeiterpartei mit ihrer Gewerkschaft UGT und die anarchistische Gewerkschaft CNT waren nach dem Krieg

so gründlich zerschlagen, daß sie jahrzehntlang nur aus dem (meist mexikanischen, argentinischen oder französischen) Exil ein Lebenszeichen geben konnten. Lediglich die KP Spaniens nahm sofort den Widerstandskampf auf, den *maquis*. Etwa 25.000 sollen dabei von den Zivilgardisten und anderen Polizeieinheiten erschossen worden sein. Als klar wurde, daß Franco mit diesem Kampf nicht zu besiegen war, wurde er abgeblasen. Die kommunistische Partei hatte stets im Inneren des Landes den größten Teil ihres Zentralkomitees. Dreimal wurde es von Francos Repressionsorganen ausgelöscht, dreimal konnte es sich reorganisieren. Ende 1958 schaffte sie auch die ersten *Arbeiterkommissionen* in Asturien, die am Ende sogar von Franco als Gesprächspartner "unter dem Tisch" akzeptiert werden mußten. Während der ersten harten Jahre der Diktatur — die Gestapo hatte auch ein Quartier in Madrid! — war es praktisch unmöglich, auch die kleinste Form der Abweichung von den "Prinzipien der Nationalen Bewegung" ans Tageslicht zu bringen. Trotzdem waren nicht alle Demokraten, Liberalen, Republikaner und Linken ins Exil gegangen; der größte Schlag für das Land war zweifellos der Verlust von praktisch allen großen Intellektuellen, Wissenschaftlern und Künstlern der Zeit. Ihr Exil trug, wie in Hitler-Deutschland, dazu bei, daß die Franco-Diktatur als eine der an wissenschaftlichem und intellektuellem Leben ärmsten Epochen der Geschichte Spaniens gelten kann. Die Demokraten, die im Lande geblieben waren, gehörten mit wenigen Ausnahmen zur gebildeten Bourgeoisie, waren also im allgemeinen freiberuflich tätig oder hatten sich in Verwaltungsposten einschleichen können. Sie bildeten zusammen mit den ersten 'Renegaten' des Frankismus, Falangisten populistisch-syndikalistischer Ideologie, den Humus, aus dem langsam eine allgemeine antifrankistische Haltung wuchs. Schon in den frühen 50er Jahren waren antifrankistische Kritik, Witze und Opposition gang und gäbe. Wenn es aber so war, wie konnte sich der Diktator 40 Jahre an der Macht halten?

Um dieses Phänomen zu verstehen, ebenso wie um die heutige Lage der Linken in Spanien richtig einzuschätzen, muß man den Charakter des Frankismus einerseits, andererseits den (etwas pauschal gesagt) Charakter und die Mentalität der Durchschnittsspanier betrachten.

Der spanische "Faschismus", der eigentlich kein solcher war, zumindest keiner in reiner Prägung, war nur eine Technik der Machteroberung und -erhaltung, bar jeder Ideologie. Francos Ideenwelt, ebenso wie die seiner Anhänger, war eine Mischung aus katholisch-barockem Nationalismus, gepaart mit einigen Begriffen aus Mussolinis »Stato corporativo«. Franco selbst, der zeitlebens ein überzeugter Monarchist war, hatte niemals die Absicht, Spanien ins Kielwasser der faschistischen Nationen einzulotsen. Sein einfacher, schematischer Geist (ein typisches Produkt der Offiziersausbildung jener Zeit) konnte nur in kontrastierenden Paradigmen denken: das absolut Böse war natürlich der Kommunismus und insbesondere die Sowjetunion, das absolut Gute die katholische Kirche und ihre spanische Prägung. Alles andere war historisierende Staffage, für die er sich unendlich viel Zeit nehmen konnte, in der Überzeugung, gerade die Zeit würde am Ende alle Probleme zu seinen Gunsten lösen. Dieser konservative Attentismus hat vier Jahrzehnte lang den spanischen Alltag geprägt und auf das ganze Land wie ein subtiles Schlafmittel gewirkt. Daß die Linke, auch im

ausländischen Exil, von dieser Entwicklung nicht verschont bleiben konnte, versteht sich: war sie doch stets auf den Traum/Alptraum Spanien fixiert.

Dieses Spanien hatte sich aber grundlegend verändert. Der Puls der Nation, vierzig Jahre lang von Franco und seinen Schranzen geprägt, schlug in einem anderen Rhythmus, als es die Helden und Opfer einer glorreichen Vergangenheit erwartet hatten. Die Uhren Spaniens standen nicht auf Revolution, die Opportunisten hatten neue Opportunisten produziert. Spaniens Proletarier hatten jetzt etwas mehr als ihre Ketten zu verlieren. Die leere und schwülstige Don-Quichotte-Rhetorik des Frankismus wurde vollends von dem hinter ihr wirkenden Pragmatismus ersetzt. So war es eigentlich immer gewesen, nur jetzt konnten die Masken endlich fallen. Nach dem Machtopportunismus der Frankisten konnte nichts anderes als dessen Reproduktion unter veränderten politischen Bedingungen kommen, hatte Spanien doch keine Umwälzung, keine Revolution, sondern nur einen von den Frankisten selbst inszenierten und unter den 'schützenden' Händen der USA und der BRD vollendeten *Übergang* (Transición) erlebt. Spaniens außenpolitische Rolle in der globalen Strategie der USA, seine Funktion als drittklassiges Investitionsland (drei Viertel aller spanischen Großunternehmen in der Metall-, Metallverarbeitenden-, Chemie- und Elektroindustrie befinden sich mehrheitlich in nordamerikanischen Händen) mußten ebenso unangetastet bleiben wie seine neue Rolle als zuverlässiger Partner einer von der BRD dominierten Europäischen Gemeinschaft. Die strategische Bedeutung der iberischen Halbinsel für die weltumspannenden Machtinteressen der USA, wenn auch inzwischen hier und da korrigiert (nur die Marinebasis von Rota spielt immer noch eine zentrale Rolle) war schon für sich gewichtig genug, als daß irgendeine wirklich linke Politik die geringste Chance hätte erreichen können. Die Rolle des Hauslehrers in Sachen Innenpolitik und zwecks vollständiger Integration des inzwischen aufgenommenen EG-Partners Spanien sollten dann die Sozialdemokratische Partei Deutschlands und ihre Filialorganisationen übernehmen. Neben solchen 'Großmächten' muten alle anderen, seien es Regierungen, Interessengruppen oder Parteien, wie Zwerge an. Der Sieg dieser konzentrierten Aktion hat jetzt einen Garanten, der allem Anschein nach die Geschicke Spaniens in den nächsten Jahren (Jahrzehnten?) bestimmen wird: die Sozialistische Arbeiterpartei Spaniens PSOE, die das Land mit absoluter parlamentarischer Mehrheit und inzwischen auch mit bonapartistischen Allüren regiert. Um die Bilderbuchkarriere dieser drittältesten sozialistischen Partei der Welt (gegründet wurde sie 1879), die am Vorabend der *Transición* praktisch über keine Organisation, keine Infrastruktur und keine Parteimitglieder im Lande verfügte, heute aber zum entscheidenden Faktor der nationalen und internationalen Zukunft Spaniens avanciert ist, sind inzwischen wahre Ströme von Tinte vergossen worden. Es kommt aber nicht von ungefähr, wenn nicht die PSOE-Story mit ihrem wundersamen Aufstieg aus der historischen Asche zur führenden Kraft des Landes die Aufmerksamkeit der Massenmedien Westeuropas auf sich gezogen hat, sondern die weniger triumphale Entwicklung der kommunistischen Partei, bzw. der verschiedenen kommunistischen Parteien und Gruppen, die es in Spanien gibt. Das gehört zur Geschichte eines Landes, in dem das öffentliche Leben überhaupt von Opportunismus geprägt wird. Dessen Analyse soll der zweite, im nächsten Heft folgende Teil dieses Beitrags dienen.

Basel als unmittelbare Profitquelle

1. Dem schweizer Gesundheitsamt zufolge gehört reines Bromphenol zur zweitstärksten Giftklasse. Wegen der starken Verdünnung bezeichnet die Konzernleitung das ausgetretene Material jedoch als ungiftig und ungefährlich. (FAZ)

2. Nach einer Sondersitzung äußerte die Regierung des Kantons Basel-Land ihre Besorgnis über die in jüngster Zeit zu verzeichnende Häufung von Chemieunfällen. Angesichts der in der Bevölkerung sich ausbreitenden Angst müsse mit allen Mitteln etwas zu ihrer Eindämmung unternommen werden. (FAZ)

3. Immerhin hat der Sandoz-Konzern schon Anfang dieser Woche (17.-23.11.86, G.A.) für sein Werk Muttenz bei Basel eine Verringerung der Produktion von Insektizid-Wirkstoffen um zwei Drittel verfügt. (FAZ)

4. Chemie ist Leben. Leben ist Verantwortung. (Werbung)

5. Kein Naturvolk schüttet seine Abfälle in die eigene Trinkwasserversorgung. Darauf, auf Brunnenvergiftung, stand früher die Todesstrafe. (O. Wassermann, Toxikologe, Kiel)

6. Es sieht so aus, als ob dort (bei Sandoz, G.A.) in den Vorstandsetagen entschieden wird, was gemacht wird. (W. Wallmann, Umweltminister, Bonn)

7. Nun plötzlich bekennen auch Fachleute in den zuständigen Länderministerien, daß sie sich bisher von der Industrie haben über den Tisch ziehen lassen. (Der Spiegel)

8. Im modernen Leben, in dieser Zivilisation gibt es ja sehr viele Risiken. Denken sie nur an den Straßenverkehr.... Daß es 1.000 Tote im Verkehr gegeben hat, wird zur Kenntnis genommen, aber in der Chemie, wo solche Ereignisse sehr selten sind, werden die ganz anders beachtet.

(H. Winkler, Sandoz-Vorstand, Basel)

9. Die philosophischen Ethiker sind drauf und dran, ihr Renommee zu riskieren, weil sie sprichwörtlich mehr versprechen, als sie zu halten vermögen... 'Moral' im früheren allgemeinverbindlichen Sinn reduziert sich in der Demokratie auf die Verpflichtung zur Gesetzes- und Regelbefolgung. (W. Becker, Philosoph, in der FAZ)

10. Es ist einfacher, ein solches Unglück moralisch zu verkraften, wenn Sie überzeugt sind, nicht grob fahrlässig gehandelt zu haben. (W. Winkler, Sandoz-Vorstand, Basel)

12. Die PR-Abteilungen der Basler Chemie waren nie in Hollywood. Dennoch sind sie Spezialisten für Public Relations. Goebbels war auch... (J. Laederach, Journalist, in: Die Zeit)

Welche Lektion erteilen uns Herrschende und Kommentatoren des Unheils? Müssen wir noch Lektionen lernen? Und wenn ja, die ihre?

Basel und Umgebung, und das ist — wie wir seit Neuestem wissen — der ganze Rhein, beherbergt rund ein Fünftel der Chemiekonzerne des Westens; der Rhein aber nur 0,2 Prozent des Wassers der Flüsse dieses Erdteils. Es gibt also natürliche Lieblinge des Kapitals. Dazu gehören nicht nur sozialpartnerschaftliche Arbeitnehmer, sondern auch Gewässer, in deren Nähe möglichst viele Menschen (vulgo Arbeitskräfte genannt) leben (wollen). Wenn dann etwas passiert, und in Basel wie in Tschernobyl ging es nur um Haaresbreite an einem Inferno vorbei, dann sind Millionen, womöglich ganze Völker in ihrer (physischen) Existenz bedroht. Da hilft dann hinterher weder die Versicherungsgesellschaft noch die Sozialhilfe (vulgo 'Soziales Netz' genannt). Spannen

Sie mal soziale Netze in Massengräbern. Für das Kapital (vulgo 'Die Industrie' genannt) sind solche Vorkommnisse denen des Individualverkehrs vergleichbar. Zu diesem aber gibt es eine Alternative: den kommunalen und staatlichen Verkehr (z.B. Züge). Auch zur Individualwirtschaft gibt es Alternativen, z.B. Vergesellschaftung. Sie löst immerhin das moralische Problem des Unternehmers womöglich als der individuelle Schurke dazustehen, wenn was schiefgeht.

Aber der neuzeitlich-dynamische Kapitalist, wie wir den Unternehmer qua Über-einkunft nennen wollen, hat moralischen Trost und spendet ihn auch: "Die Situation ist eigentlich traurig" (Sandoz-Vorstand Winkler). Bloß unsere Unfähigkeit zu trauern macht uns so wütend auf das Kapital. Und das weist uns in die Schranken: "Tschernobyl und Basel: Das ist aber schon ein bißchen ein Unterschied" (Sandoz-Vorstand Winkler). Darf's ein bißchen mehr sein?

In Tschernobyl steckte hinter dem Desaster die Liaison von menschlicher Unzulänglichkeit und unreflektierter Freude an der Technik. In Basel ist es ein bißchen schlimmer: Hier paaren sich unmoralisch-individuelle Gewinnsucht mit zynischer Auffassung vom Menschen.

Und unsere Philosophen, Tröster der intellektuellen Zivilisation? Sie sind mal wieder das, was ihnen schon der Kollege Marx ins Stammbuch schrieb: Klopffechter des Kapitals. Mit professoraler Dignität leugnen sie die Möglichkeit der Moral jenseits von 'Law and Order' und geben all jenen ihr gutes Gewissen wieder, deren Pöstchen schon ins Wanken gerieten. Und da 'unsere' Gesetze die besten der

Welt sind, ist es natürlich auch unser Umweltminister.

Karl Marx, wer sonst, hat die Logik beschrieben, die Philosophen, Kapitalisten und Minister eint: "Mit entsprechendem Profit wird Kapital kühn. 10 Prozent sicher, und man kann es überall anwenden; 20 Prozent, es wird lebhaft; 50 Prozent, positiv waghalsig; für 100 Prozent stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 Prozent, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf die Gefahr des Galgens." (MEW 23, 788, Fn.250)

Es darf gewettet werden: wie hoch war wohl die Profitrate bei Sandoz und Geigy? Und wie hoch ist sie bei Bayer und Hoechst? Bei den IG-Farben, im Faschismus, war sie keine 300%, und trotzdem wagten diese den Holocaust. Hat Marx sich verrechnet? Als Figur in einem Drehbuch von Harry Reality aufzutreten, ist immer blamabel", schreibt der Schweizer Jürg Laederach in der 'Zeit'. Als Marionette an den Fäden des Kapitals zu hängen, dessen Profit unter Umständen die 100%-Marke zu überschreiten sich anschickt, ist lebensgefährlich. Nicht nur für Individuen. Für die Menschheit.

Für Leute, die endlich auf die Moral bestallter Hofphilosophen pfeifen sollten, die endlich begriffen haben, daß zwischen Kritikern und Kapital ein "kalter Krieg" herrscht (so der ehemalige SPD-Umweltminister Hessens, Willi Görlach), die endlich aufhören, sich in die Feuilleton-Freiheit des Kapitalismus zurückzuziehen, für diese Leute dürfte der Zeitpunkt gekommen sein, sich aus der Vergangenheit der Postmoderne in die Gegenwart der Moderne vorzuwagen.

Die Desillusionen über den Fortschritt stehen nicht im Widerspruch zum scheinbaren Optimismus der Wachstumstheoretiker, sondern begrenzen deren Reichweite.

Raymond Aron

Die Abfolge größerer, schlagartig wirksamer Umweltschädigungen beschleunigt sich, und das ist nur logisch. Nach dem jüngsten Ereignis in dieser Kette, dem Brand in den chemischen Werken Sandoz in der Schweiz und der folgenden Vergiftung des Rheins - vielleicht ist das bereits nicht mehr das jüngste Ereignis, wenn diese Ausgabe der DEBATTE erscheint - wurde der Bevölkerung wie nach Tschernobyl mitgeteilt, daß im Prinzip eine Gefährdung nicht bestünde. Wieder trat ein Bundesminister auf, diesmal war es der erst kürzlich ernannte Umweltminister Wallmann, der vor einem halben Jahr noch nicht ahnen konnte, einmal in die Lage zu kommen, prinzipielle Erklärungen dieser Art abzugeben, und teilte mit, bundesdeutsche Sicherheitsbestimmungen schlossen derartige Unfälle aus.

Die Annahme, daß Wallmann Aussagen von so grundsätzlich absoluter Bestimmtheit über die Zukunft der Industrie sich zutraut, weil er ihr mehr verpflichtet ist als sie ihm, liegt nahe, und noch näher liegt sie beim Bundeskanzler und Chef Wallmanns, der von der chemischen Industrie ganz ebenso wie sein Hausmeister Scheuble schon früh für eine politische Karriere auserkoren worden ist. Und dennoch reicht diese Annahme zur Erklärung solcher Kühnheiten der Spekulation nicht aus, sie bleibt sehr abstrakt. Die enge Interessengemeinschaft zwischen Industrie und Politik besteht in allen industrialisierten Gesellschaften, in sozialistischen wie kapitalistischen, und ermöglicht offenbar unabhängig von der Eigentumsverfassung vergleichbare Umweltzerstörungen. Es kann darum nicht allein die Verflechtung von Politik und Industrie eine wichtige Ursache der Gefahren sein, eine wichtigere muß im Industriesystem selber liegen, daß überall, wo es die Ökonomie dominiert, Umweltschäden in großem Stil produziert. Ganz abgesehen davon, daß die Industriesysteme unabhängig von den Gesellschaftsstrukturen, in denen sie sich entfalten, technisch über jede Systemgrenze hinaus kooperieren, das Politische sich also eher als eine Bechränkung denn als Beförderung erweist.

So weit so gut, bei diesem Punkt der Erkenntnis sind die Grünen längst angekommen. Aber das behindert ja noch nicht die Frage, ob, angesichts der inzwischen unbestreitbaren Tatsache einer in Ost und West gleichermaßen verheerenden Umweltschädigung, es noch eine andere Alternative geben könnte als die zwischen der Beschwörung "prinzipieller Beherrschbarkeit der Technik", die keinem Klassen- oder Systemunterschied mehr kongruent ist, und der gegenteiligen Aussage, die per se auf solche Unterschiede verzichtet, stattdessen die Menschheit im Unter- oder Übergang zur Alternative macht.

Die gesellschaftliche Interessengegensätze ignorierende Alternative zwischen prinzipieller Beherrschbarkeit und der entgegengesetzten Skepsis hat ihren gemeinsamen Grund in der Absolutsetzung einer bestimmten Wissenschaftsauffassung. Dieser Auffassung zufolge ist die Wissenschaft mit ihrem zu erkennenden Objekt im Prinzip identisch. Die Meinung, Technik sei prinzipiell beherrschbar - Technik wird dabei ebenso wie in der entgegengesetzten Skepsis als ein Produkt der Transformation von entdeckten Natur-, Gesellschafts- und Logikgesetzen in Industrie begriffen -, macht sich ein Bild der Wirklichkeit, das dem Betrieb von Wissenschaft nachgebildet ist. Sie behandelt die zum Objekt ihrer Einwirkung degradierte außerwissenschaftliche Realität, als sei diese bereits

im Prinzip erkannt, als sei jeder weitere ihrer Schritte nur eine Vertiefung der Analyse des bekannten Materials, auf deren Grundlage Umformungen möglich sind, aber Überraschungen, also Synthesen, also rückwirkend Neues sich anschließen. Die Widersacher dieser Praxis verfahren im Kopf ebenso. Sie bekämpfen diese Praxis, in dem sie ihr gegenüber ethische Vorbehalte reklamieren. Sie nehmen sie theoretisch an und lehnen sie ethisch ab. Die Konjunktur der Ethik als philosophischer Disziplin ist nicht zufällig.

Beide Vorgehensweisen unterstellen also, daß die erkenntnistheoretischen Fragen, die Subjekt-Objekt-Relation als eine Beziehung zwischen zwei aufeinander angewiesenen Fremden, beantwortet oder unbedeutend seien. Sie betrachten das Verhältnis Wissenschaft zu außerwissenschaftlicher Realität als ein sachliches, nicht mehr als subjektives, als ein systematisches, nicht mehr als ein gesellschaftliches Problem.

In diesem Sinn verhalten sich Wallmann oder ein X-beliebiger Umweltminister einer X-beliebigen Regierung in Ost und West gleichermaßen borniert. Sie haben eine Objektivität vor Augen, die von erkenntnistheoretischen, also subjektiven Problemen entlastet ist. Alles ist machbar, heißt die Maxime. Ihr schließt sich dann die logisch äußerst flache, tautologische Frage an, ob alles, was machbar sei, auch gemacht werden dürfe.

Die Folgen dieses Denkens und seiner Praxis zeigen aber, daß eben nicht alles machbar ist. Also lautet die viel interessantere Frage, was ist nicht machbar? Unterstellt, zwischen Machbarkeit und Erkenntnis bestünde ein Zusammenhang, und das ist eine zulässige Unterstellung, gewinnt die Erkenntnistheorie an Bedeutung. Nun kommt das nicht von ungefähr, weil jemand Spaß daran findet, alte Probleme wieder aufzugreifen. Sie hat sich aus sehr konkreten Anlässen in die Diskussion gedrängt. Das Industriesystem in Ost und West, das einen subjektfreien Praxisbegriff unterstellt - die Subjekte sind bestenfalls von sozialpolitischem Interesse -, hat neben seinen verheerenden Wirkungen auf die Umwelt, d.h. auch auf die Physis der Subjekte, ebensolche auf ihre Psyche, die gelegentlich auch noch unter dem Begriff Bildung bekannt ist.

Der wissenschaftsorientierten Technik wie der technikorientierten Wissenschaft, die sich ausschließlich sachgesetzmäßig verstehen, sind die Subjekte, die sich nicht darauf reduzieren lassen, bei jeder anwallenden Giftwolke die Fenster zu schließen, zum Problem geworden. Und dies Problem heißt: Wie bilden sie sich, in jeder Hinsicht, also genetisch und genteoretisch? So provozieren die entstandenen Defizite der Bildung und des Bildungssystems eine Diskussion der Erkenntnistheorie. Das ist eine neue Interessenlage. Selbst wenn es also so wäre, daß die Frage nach "Interessen" sich auf diesen Punkt zurückgezogen hätte, so ist das doch auch eine stabile Position, von der aus sich artikulieren läßt.

Diese lange Vorrede hat nur den einen Zweck zu begründen, warum die DEBATTE sich auch weiterhin dem Thema zuwendet. Michael Ottes nachfolgender Aufsatz, der an vorangegangene Veröffentlichungen in der DEBATTE anknüpft, und einige bereits vorgelegte Argumente fortentwickelt, geht den Weg.

Wege durch das Labyrinth II

Die cartesische Methode und das Konzept der Komplementarität

In einer ausgedehnten Breite der menschlichen Dinge, deren Anschauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabsieht, gibt es keinen Widerspruch und keinen Zufall, sondern nur eine weise, notwendige und zweckmäßige Folge von Ursachen und Wirkungen. Zu jener Luftschicht hinauf dringen daher auch die Gegensätze nicht, durch deren Vermählung das Lächerliche erzeugt wird.

Ludwig Börne

I

Die Frage nach der Gegenständlichkeit des Denkens beginnt damit festzustellen, daß der Gegenstand als Denk- bzw. Vorstellungsinhalt einerseits und als Widerständigkeit einer dem Subjekt entgegengesetzten Realität andererseits auftritt. Dies Einerseits-Andererseits bezeichnet keine Verlegenheit, sondern macht den Kern einer *Komplementarität* aus, die für die Entwicklung des menschlichen Denkens konstitutiv ist. »Theorie« beispielsweise betrachtet die Realität traditionellerweise als ihren Anwendungsfall. »Erfahrung« wird dann als das notwendige Komplement dazu aufgefaßt. Was bedeutet es für das menschliche Denken, wenn diese Komplementarität historisch verdrängt wird? Welche Substitutionen ließen sich denken?

Bevor schon an dieser Stelle ein zu umgreifendes Szenarium sich entfaltet, sollte zum Ausgangspunkt, zu der genannten grundlegenden Dualität im Gegenständlichen zurückgekehrt werden. Damit ist nun in der Geschichte der neuzeitlichen Wissenschaft und Erkenntnis seit Descartes sehr unterschiedlich umgegangen worden. Descartes verstand unter Denken, wie er sagte, nichts anderes als das Bewußtsein. Denken ist dabei gesetzt als der Gegensatz zum Gegenstand, und der Gegenstand ist die Widerständigkeit einer labyrinthischen Welt. Das Bewußtsein findet bei sich aber bestimmte Vermögen und Grundelemente, die dem Subjekt ein Zurechtfinden in der labyrinthischen Welt ermöglichen. Die historisch darauf folgenden Bemühungen haben die essentialistische oder substantialistische Grundlegung der Erkenntnis bei Descartes entweder in diesem Sinne weiterentwickelt oder unter funktionalistischen Gesichtspunkten kritisiert. Der erste Strang der Entwicklung, ausgehend von Leibniz über Bolzano bis zu Bertrand Russell in unserem Jahrhundert, versucht auf der Basis des in der Naturwissenschaft und in der Mathematik verbreiteten analytischen Standpunkts in der Logik und in der empirischen Beobachtung stabile Grundlagen der Erkennt-

nis festzuhalten. Alltagsdenken und Wissenschaft unterscheiden sich in dieser Auffassung nur in der Feinheit der Analyse. Dies ist insbesondere der Standpunkt Russells, der daher glaubte, "daß die Methode von Descartes, die Dinge zuerst zu bezweifeln und nur bestehen zu lassen, was angesichts seiner Klarheit und Bestimmtheit und nicht angesichts der Gewißheit, sich nicht zu irren, nicht bezweifelt werden kann, alles in allem die richtige ist.(1)"

Ein anderer Strang der Diskussion hat die sich bei Russell andeutende funktionalistische Auffassung der Wissensbegründung radikalisiert und auf die Erkenntnis und das Wissen selbst ausgedehnt und von daher Descartes kritisiert. Weder Logik noch Beobachtung, so diese Auffassung, können letzte Fundamente der Wissenschaft liefern, sondern stellen nur Elemente dar, die im Rahmen des gesamten Systems wissenschaftlicher Erkenntnis gehandhabt werden müssen. Wissenschaft selbst wird als eine Managementtätigkeit aufgefaßt, insofern das Wesentliche der Tätigkeit des Managers in der Auswahl unter Alternativen besteht. "Wie immer wir das Problem der Fundamente der Wissenschaft anpacken", schreibt C.W. Churchman, einer der Begründer von Operation Research, "auf dem Weg der Logik oder Beobachtung oder eines Garanten, wir enden unvermeidlich bei der gleichen Schlußfolgerung - daß die Fundamente der Wissenschaft als eine Art von Management aufgefaßt werden können."(2)

Bei aller Unterschiedlichkeit interessieren sich die funktionalistischen Positionen weniger für das Verhältnis von Denken und Wissen. Sie fragen nach Kriterien von Bedeutung und danach, wie man wissen kann, was man denkt. Für Charles S. Peirce, den Begründer des Pragmatismus, ist in diesem Sinn die Realität durch ihre Erkennbarkeit definiert. Das Reale ist das Wissbare, und die "Realität des Realen hängt von der realen Tatsache ab, daß es der Forschung bestimmt ist, schließlich und endlich, lange genug fortgesetzt, zu einem Fürwahrhalten dieser Realität zu führen."

Wissen und Wahrheit sind dabei zirkulär aufeinander bezogen. Dies ergibt sich insbesondere aus der Descartes-Kritik von Peirce und aus der Entwicklung seiner eigenen Vorstellungen in dieser Kritik. "Als Descartes sich an die Neubegründung der Philosophie machte, bestand sein erster Schritt darin, die Skepsis zu erlauben und die Praxis der Scholastik abzulegen, die Autorität als die letzte Quelle der Wahrheit zu betrachten. Danach suchte er eine natürliche Quelle wahrer Prinzipien und dachte, er fände sie im menschlichen Geist; er ging so auf dem geradesten Weg von der Methode der Autorität zu der der Apriorität über... Das Selbstbewußtsein sollte uns unsere grundlegenden Wahrheiten verschaffen und darüber entscheiden, was der Vernunft annehmbar sei." Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe ergaben sich dabei für Descartes als die Grundlagen der Erkenntnis. Von Leibniz wurden dieselben weiterentwickelt. "Dieser große und einzigartige Geist war ebenso bemerkenswert in dem, was er nicht sah, wie in dem, was er sah. Daß ein Mechanismus nicht beständig arbeiten kann ohne Zufuhr von Kraft in irgendeiner Form, war etwas, was ihm vollkommen deutlich war; dennoch begriff er nicht, daß die Maschinerie des Geistes Wissen nur verwandeln, aber niemals hervorbringen kann, es sei denn, daß ihr Fakten der Beobachtung zugeführt werden." So "suchte er die er-

sten Prinzipien der Wissenschaft auf zwei Klassen zurückzuführen, solche, die sich ohne Selbstwiderspruch nicht vereinen lassen und solche, die sich aus dem Prinzip des zureichenden Grundes ergeben. ... Es war deshalb ganz natürlich, daß ihm bei der Beobachtung, daß die Methode Descartes an der Schwierigkeit krankte, daß es uns selbst scheinen kann, wir hätten klare Apprehensionen von Begriffen, die in Wahrheit sehr verschwommen sind, kein besseres Heilmittel einfiehl, als eine abstrakte Definition von jedem wichtigen Terminus zu verlangen." Der grundlegende Fehler von Leibniz, so Peirce, und auch aller weiteren essentialistischen, auf das Wesen der Dinge ausgerichteten Begründungsversuche liege darin, daß sie das Moment der Ko-Evolution von Subjekt und Gegenstand verfehlten, daß sie ein unveränderliches Subjekt einer ebenso statischen Realität gegenüber stellten.

Peirce Kritik an Leibniz zielt nicht in erster Linie auf die Forderung, die essentialistisch geschenen Erkenntnisgrundlagen um ein empirisches Element zu ergänzen - was Russell vorgenommen hat -, sondern meint die Tatsache, daß die Gegenstände des Denkens auch das Subjekt verändern. Dabei erkennt Peirce durchaus an, daß die Elimination des zeitlich Veränderlichen eine wesentliche Bedingung des historischen Fortschritts der wissenschaftlichen Erkenntnis darstellte, und er würdigt in diesem Sinne auch die Philosophie von Descartes oder Leibniz. Er versucht aber gerade, das in dieser Philosophie enthaltene funktionale Moment zu radikalieren. "Vor all diesen Sophismen sind wir vollkommen sicher", schreibt er, "solange wir in Betracht ziehen, daß die ganze Funktion des Denkens die ist, Gewohnheiten des Handelns zu erzeugen, daß all das, was mit einem Gedanken verbunden, aber für dessen Zweck bedeutungslos ist, ein Zusatz zu ihm ist, aber kein Teil von ihm." Daraus ergibt sich als Maxime: "Überlege, welche Wirkungen, die denkbareweise praktische Bezüge haben könnten, wir dem Gegenstand unseres Begriffs in Gedanken zukommen lassen. Dann ist unser Begriff dieser Wirkungen das Ganze unseres Begriffs des Gegenstandes." In diesem Sinne hält er es für unerheblich, ob wir in der Physik sagen, "Kraft ist eine Beschleunigung, oder sie verursacht eine Beschleunigung". Peirce kritisiert beispielsweise Kirchhoff: "In einem neuen bewunderten Werk über »Analytische Mechanik« wird festgestellt, daß wir exakt die Wirkung von Kraft kennen, aber nicht verstehen, was Kraft selbst ist. Das ist einfach ein Widerspruch. Der Gedanke, den das Wort Kraft in unserem Verstand erweckt, hat keine andere Funktion, als unsere Handlungen zu affizieren, und diese Handlungen können keinen Bezug zur Kraft haben, es sei denn durch ihre Wirkungen."

Es handelt sich hier dennoch nicht um eine bloße operationalistische oder konstruktivistische Auffassung im heutigen Sinn, da Peirce gewissermaßen von der Priorität des Allgemeinen in Gesellschaft und Natur ausgeht und sich von daher Realität als die kontinuierliche, von wesentlichen Katastrophen unbedrohte gemeinsame Entwicklung von Natur und Gesellschaft vorstellt, in deren Verlauf sich "richtiges Fürwahrhalten (oder das Fürwahrhalten des Realen) von falschem Fürwahrhalten (oder Fürwahrhalten einer Fiktion)" unterscheiden wird. "Diese große Hoffnung ist im Begriff der Wahrheit und der Realität verkörpert." (3)

Heutige radikalkonstruktivistische Positionen, die auf der gesellschaftlichen Ebene den Individualismus und das Moment der subjektiven Bedeutsamkeit hervorheben und in der wissenschaftlichen Theoriebildung umfassende Kohärenz und Konsistenz nicht für erreichbar halten, betonen vor allem das Widerstandsargument in der Auffassung des Gegenständlichen. Anders Peirce, der letztlich Gegenstand und Bedeutung auf der Grundlage des Prinzips der Erkennbarkeit der Welt gleichsetzt.

Soweit der Versuch einer historischen Einordnung dieses Problems der Gegenständlichkeit des Erkennens. Im folgenden werde ich versuchen, mich mehr oder minder stark auf Beispiele stützend, dieses Problem der Dualität im Gegenständlichen weiter zu erläutern.

II

Es erscheint zweckmäßig, die Fragestellung folgendermaßen zuzuspitzen. Die Welt des Menschen ist offenbar eine weitgehend von ihm selbst konstruierte, wobei aber die Konstruktionen in den Mitteln der Konstruktion stecken und nicht Inhalte eines Bewußtseins oder Selbstbewußtseins sind. Von daher hat die Maschine eine so große Bedeutung für die menschliche Welt. Es ergibt sich aber nun offenbar ein "Problem des Bewußtseins". Entweder wurde das Bewußtsein ebenfalls als eine konkrete Maschine, als ein denkender Körper aufgefaßt, oder es wurde jenseits aller Gegenstände angesiedelt. In beiden Fällen bleibt die Frage der Reflexion offen: Wie erkenne ich ein anderes Subjekt als meinesgleichen.

Es sei noch einmal das Gedankenexperiment wiederholt, daß ich in der Debatte (4) zur Diskussion der Frage nach dem Unterschied von Theorie und Methode benutzt habe. Es gibt einen Algorithmus, den Pledge-Algorithmus, mit dessen Hilfe man aus jedem Labyrinth herausfinden kann. Dieser Algorithmus wird folgendermaßen formuliert:

1. Wähle eine beliebige Richtung, nenne sie Norden und bewege Dich in dieser Richtung fort.
2. Sobald Du auf ein Hindernis stößt, drehe Dich nach links, bis das Hindernis rechts von Dir liegt.
3. Folge dem Hindernis, es immer zu Deiner Rechten haltend, solange, bis das Zählgerät, das die Nadelumdrehungen des Kompaß zählt, wieder auf Null steht (und die Nadel somit wieder in die ursprüngliche nördliche Richtung weist).
4. Marschiere weiter in nördlicher Richtung.

Wie gesagt, findet man auf die Art aus jedem Labyrinth heraus, aber man lernt darum dennoch das Labyrinth nicht kennen, man gewinnt keinen Plan desselben. Der Algorithmus löst das Problem, hilft aber nicht, die labyrinthische Welt deskriptiv zu erkennen. Man gewinnt keine Erfahrung davon. Man würde den Ort nicht wieder erkennen, käme man ein zweites Mal dahin.

Das zeigt bereits, daß es problematisch ist zu fragen, was die Lösung einer Aufgabe bzw. die Lösungsmethode erklären kann. Aber ebenso problematisch ist die Frage, welche Aufgaben eine Theorie löst. Und doch: In welchem Gegen-

satz zu dieser "blinden" Maschine, die nach den Vorschriften des Pledge-Algorithmus durch die Gänge des Labyrinths sucht, scheint sich der geflügelte Ikarus zu befinden, dem dasselbe Labyrinth, das der suchenden Maschine zunächst nur ein unbegreiflicher Widerstand ist, zum unmittelbar geschauten Inhalt des Bewußtseins wird.

Die Bewältigung des Labyrinths führt gewissermaßen zu einer Spaltung des Subjekts, zu einem Ikarus ohne und einem Ikarus mit Flügeln, einem blind durch die Gänge suchenden und einem geflügelten Geist, dessen "sehende" Intuition einen Plan desselben erstellen kann.

Die Rede von der Methode, die ein Problem löst, und der Theorie, die einen Gegenstand erklärt, liegt vollkommen parallel zur Unterscheidung zwischen "blindem" Algorithmus und "sehender" Intuition. Aber so scharf auch dieser Gegensatz von Logik und Intuition empfunden wird, es ist doch sowohl unmöglich, beide Seiten in einer definitiven, endgültigen Weise voneinander abzugrenzen als sie zur Deckung zu bringen. Und diese Unterscheidung, die sich weder durch eine rigorose Trennung beider Seiten noch durch ihre Ineinssetzung aufheben läßt, gilt auch für den heute viel beschworenen Gegensatz zwischen wissenschaftlicher Perspektive und Alltagsdenken.

Die menschliche Erkenntnis als psychologischer und historischer Entwicklungsprozeß lebt von der Antriebskraft dieses Gegensatzes, der ihrem Objekt innewohnt. Der Gegenstand des Denkens existiert einerseits als Inhalt und Vorstellung, andererseits als Widerständigkeit, die selbstzielorientierte Antizipation und universelle Bewegungsmöglichkeit bedeutet.

Man könnte meinen, die Flügel des Ikarus, die mir unmittelbar einen genauen Plan des Labyrinths verschaffen, wären das Ideal; aber wieso eigentlich? Bleibt denn dem Beflügelten wie dem Vogel der Plan des Labyrinths nicht ebenso gleichgültig wie das Labyrinth selbst? Benötigt ihn nicht eigentlich nur der im Labyrinth Eingeschlossene und Verirrte? Und ist schließlich nicht der Plan des Labyrinths, über welchen letzterer verfügt, weitgehend erdacht und fiktiv? Und selbst, wenn er nicht fiktiv wäre, wäre ein solches Ideal nicht zweifelhaft?

Die Anwendung eines umfassenden Plans setzt die Wirklichkeit und das Subjekt als fertig gegeben, als homogen bzw. statisch voraus. Das erscheint erkenntnistheoretisch ganz sinnvoll. Ein Dilemma entsteht aber, wenn der Plan respektive die wissenschaftliche Theorie in einer Situation zur Anwendung kommen soll, in der das Subjekt Beobachter und Beteiligter zugleich ist. Unter der Überschrift »Die Welt der Wissenschaft und die normale Alltagswelt« hat G. Ryle eine Arbeit veröffentlicht, die das Problem gut illustriert. Traditionellerweise stellt man sich die Anwendung einer wissenschaftlichen Theorie als Deduktionszusammenhang vor. Die Wirklichkeit, auf die die Theorie angewendet wird, verliert dabei ihren theorieunabhängigen Charakter. Sie wird lediglich in ihren der Theorie angepaßten Dimensionen wahrgenommen, sie ist ein bloßer Anwendungsfall der Theorie, die sie vollständig zu beschreiben scheint. Ryle erläutert das am Beispiel der Nationalökonomie, und zwar an einem "Problem

aus der Pionierzeit der Nationalökonomie". Er schreibt: "Man hatte damals das Gefühl, daß man sich zwischen zwei verschiedenen Auffassungen vom Menschen entscheiden mußte: denn nach den hartgesottenen neuen Ökonomen war der Mensch ein Wesen, das ausschließlich vom Profitstreben bewegt wurde - zumindest dann, wenn man es mit aufgeklärten Menschen zu tun hatte. Die Lebensführung - zumindest die rationale Lebensführung - des Menschen, so hieß es da, sei vom Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage, der Grenznutzenrechnung, Greshams-Gesetz und ähnlichen Prinzipien beherrscht. Daraus ergab sich nun aber ein völlig anderes Bild als man bisher - den Beschreibungen von Predigern, Biographen, Ehefrauen oder ihrer bedeutenden Männer selbst folgend - gewohnt gewesen war. Welches war der richtige Mensch und welches der Scheinmensch, der *homo oeconomicus* oder der Mann, dem wir auf der Straße begegnen?" (5)

Die hier angedeutete Problematik würde sich nicht wesentlich ändern, wenn man von einer Methode statt von einer Theorie ausgegangen wäre. Es ist ja wohl so, daß der Algorithmus eher als der Plan zu dem Gefühl der vollständigen Determination des Subjekts und seiner Bewegung führt. Andererseits ist die große Mehrzahl der Menschen eher am "Können" als am "Verstehen" interessiert. Insofern bleibt die Problematik dieselbe. Gleichzeitig haben wir jedoch eine zu der ersten komplementäre Situation vor uns, etwa so wie Licht (Farbe) und Bewegung (Zeichnung) komplementäre Elemente bei der Konstruktion des visuellen Abbildes sind, die eine relative Unabhängigkeit voneinander haben. Die Entwicklungsperspektive bringt die Komplementarität im Gegenständlichen erst hervor. Selbst beim einfachsten mechanischen Regellernen können wir nicht ein gleichzeitiges Meta-Lernen, ein "Lernen, mechanisch zu lernen", vermeiden. Rein statisch betrachtet, gibt es allerdings nur Gegensätze oder Dualitäten bzw., auf der psychologischen Ebene, ein Können oder Nichtkönnen.

Für die Methode erscheint der Gegenstand zunächst als Problem. Die Anwendung des Algorithmus bewirkt die Transformation des Problems in eine Idee. Welches ist aber nun der Gegenstand, der transformiert wird? Die Antwort lautet in unserem Fall, das "Labyrinth" ist der Gegenstand. Der mit diesem Terminus bezeichnete Inhalt der kognitiven Tätigkeit wird uns deutlich, wenn wir uns zu vergegenwärtigen versuchen, warum bzw. unter welchen Voraussetzungen der angegebene Algorithmus funktioniert. Eigentlich begann sich diese Deutlichkeit bereits abzuzeichnen, als wir den Algorithmus aufgestellt haben. Das nämlich setzt voraus, sich eine allgemeine Vorstellung davon zu machen, was ein "Labyrinth" ist. Es muß in einer flachen Welt liegen. Seine Wege dürfen nicht kreuzungsfrei überbrückt sein, es darf nicht unfair sein, sondern muß wirklich einen Ausweg haben. Auf diese Weise bereits verwandelt sich das Labyrinth aus einem Hindernis in einen theoretischen Denkinhalt. Nur solange man sich wirklich in einem Labyrinth befindet und allein nach dem gegebenen Algorithmus verfährt, gilt die zuerst aufgestellte Behauptung, daß der Algorithmus zwar das Problem löst, aber nicht eigentlich die labyrinthische Welt abbildet. In dem Moment bereits, in dem man beginnt, sich über den "universellen" Charakter des Labyrinths Gedanken zu machen, ergibt sich ein theoretischer Gegenstand, nämlich das Universum derjenigen idealen "Labyrinthe", auf das

sich der Algorithmus im angegebenen Sinn beziehen läßt. In dem Moment verwandelt sich die Methode in eine Theorie, aber in eine Theorie, der nichtsdestoweniger eine Konstruktion zugrunde liegt, die nicht auf der Wahrnehmung "unmittelbarer" Gegebenheiten beruht.

Eine solche aus einer wirksamen Methode entstandene Theorie koexistiert mit der Wirklichkeit und determiniert sie nicht einfach. Ihr fehlt die Grundlage für die Vorstellung, *alle* Aspekte der fraglichen Realität abzubilden und zu berücksichtigen. Dadurch bleibt aber ein Problem offen, das Problem nämlich der Ziele des Subjekts und deren "Objektivierung". Dieses Problem läßt sich auf dem angegebenen Weg nicht lösen. Schon die Aufstellung eines Ziels ist ohne Möglichkeiten des Vergleichs, der Relativierung etc. eine vergebliche Mühe.

Zunächst kann man geneigt sein zu glauben, die obige Beschreibung der Entwicklung entspreche den realen Gegebenheiten, und insbesondere würde man vor allem das Zusammenwirken der komplementären Aspekte Bild und Algorithmus darin positiv vermerken. Es besteht jedoch weiterhin auch ihre Unabhängigkeit und ihr Gegensatz. Wenn man den Algorithmus anwendet, und er führt nicht schnell genug zum Erfolg, was einen unter Umständen das Leben kosten kann, stellt sich die Frage, ob das in der Natur des Verfahrens oder an der Bauart des Labyrinths liegt. Gibt es möglicherweise gar keinen Ausgang? Derartige Fragen, und das sind eben Fragen zu den Zielen des Subjekts und zu seinem Selbstverständnis in der labyrinthischen Welt, lassen sich nicht über das Problem der Optimierung der algorithmischen Prozedur lösen.

In der Antike ist zu dem ganzen Problem der folgende Gedanke formuliert worden: Wenn Du nicht weißt, wonach Du suchst, was suchst Du dann. Und wenn Du weißt, wonach Du suchst, wozu suchst Du dann? Dawydow/Sintschenko betrachten eine derartige in sich widersprüchliche Suche als kennzeichnend "für ein mit Psyche ausgestattetes Wesen", wie der Mensch es ist. (6)

Ryle entschärft den Konflikt, bezogen auf die von ihm dargelegte Version desselben, indem er ihn für illusorisch und nur scheinbar erklärt, und zwar mit Hilfe der Feststellung, daß es sich bei der wissenschaftlichen und der Alltagserfahrung um unterschiedliche, aber komplementäre Beschreibungen derselben Wirklichkeit handelt. Das Wort "komplementär" hat hier einen scheinbar zufälligen Charakter, aber wenn man den Relativismus der Ryle'schen Position nicht übertreibt, dann gewinnt dieser Begriff unter Umständen einen gewichtigen Stellenwert.

Niels Bohr hat das Konzept der Komplementarität in die epistemologische Diskussion eingeführt anlässlich der Unvermeidlichkeit "dualer Beschreibungen" (Welle-Korpuskel-Dualität) in der atomaren Physik. Diese Dualität ist ein tatsächlicher Ausdruck der Problematik, so wie sie hier beschrieben worden ist, insofern die gleichzeitige Bedingung der Gegenständlichkeit des Denkens und seines Ausgerichtetseins auf das unbekannte Objekt zu einer Identifizierung von Objekt und theoretischer Darstellung desselben führt, die nur durch andere Objektzugänge, und das heißt für die Theorie durch andere theoretische Beschrei-

bungen, "objektiviert" werden kann. Der theoretische Gegenstand entsteht auf der Grundlage des Universums aller Mittel der Tätigkeit, d.h. aller Arten der tätigen Auseinandersetzungen mit der Realität. Dabei muß angesichts der Tatsache, daß keine Kohärenz der Beschreibung zu erzielen ist und Veränderung und Erkenntnis untrennbar zusammenhängen, gleichzeitig ein anderes Bild von Realität entwickelt werden. Wenn die allseitige Auffassung der Wirklichkeit durch die Theorie nicht in ein globales kohärentes Modell synthetisierbar ist (welches eigentlich auch das Subjekt mit umfassen müßte), dann kann der Wirklichkeitsbezug der Theorie nur indirekt und metaphorisch sein. Andererseits wünschen wir uns im Sinne einer Handlungsorientierung konsistente Wissenssysteme mit möglichst direktem Wirklichkeitsbezug. Diese sind dann aber notwendigerweise einseitig und ausschnittshaft. Darüber hinaus lassen sich weder der eine noch der andere Typ von Wissenssystemen ohne das je Komplementäre entwickeln. Darum ging es schließlich in dem Experiment der Irrfahrt im Labyrinth.

Wie immer die Vorstellung vom Labyrinth aussieht, stets hat sie ihre Grenzen, die bewirken, daß die Tätigkeit nicht ersetzt werden kann durch den Plan des Labyrinths. Aber die Tätigkeit selbst nimmt einen widersprüchlichen Charakter an. Einerseits kann sie das Objekt nur erforschen, indem sie es umgestaltet, beispielsweise dadurch, daß sie ihm die Form einer Darstellung, Beschreibung usw. auf der Grundlage des Einsatzes bestimmter Mittel gibt. Andererseits soll sie das Objekt selbst zum Sprechen bringen, unabhängig von den Handlungen des Subjekts und unabhängig von den benutzten Mitteln.

Eigentlich sind deshalb alle derartigen Theorien, wenn man ihren Wirklichkeitsbezug im Auge hat, als Meta-Theorien zu bezeichnen. Der direkte Weg des Denkens bestünde gewissermaßen darin, mit den Gegenständen selbst zu rechnen, die Teile der Realität selbst als Bausteine des Algorithmus zu nehmen. Aber durch die damit gegebene Zerlegung der Wirklichkeit erhielte das Vorgehen einen indirekten Charakter. Dieses Problem reflektierend, werden alle Theorien zu Meta-Theorien, zu Vorstellungen darüber, was Theorien sind, und wie sie aussehen. Einen theoretischen Begriff kann man sich nur aneignen, wenn man gleichzeitig etwas über theoretische Begriffe, über ihren kategorialen Status etc. sich aneignet. Das impliziert, daß die Grundlagen der Erkenntnis Elemente einer bestimmten Bewegung sind und daß etwa die Gegenständlichkeit einer Theorie mit ihrer Form in Zusammenhang steht, obwohl sich gleichzeitig Form und Inhalt dennoch unterscheiden müssen. Man setzt darum Variationen der Perspektiven ein, um diesen Unterschied herauszuarbeiten.

Russell beispielsweise kann dem Ausdruck "einen Tisch sehen" (7) als Ganzes realistische Glaubwürdigkeit zubilligen, hält die Vorstellung des gesunden Menschenverstandes, wenn er einen Tisch sieht, so sehe er einen Tisch, aber für eine grobe Täuschung. Die Tätigkeitspsychologie betont dagegen, daß der Wahrnehmende ja doch offensichtlich gemäß den Eigenschaften des realen physikalischen Objekts, des Tisches, handelt und nicht gemäß der Empfindung jenes braunen Flecks, der sich in seinen Augen befindet, wenn er auf die Tischfläche blickt. Damit werden aber die Interpretationshypothesen oder die sensorischen

Daten, wie bei Russell, ebenfalls zu *alternativen Grundlagen* der Wahrnehmung bzw. der Erkenntnis.

Russell ist daran interessiert, die Erkenntnis des Unerwarteten, Neuen, Abstrakten usw., für die es unter Umständen keine passenden Interpretationshypothesen gibt, zu veranschaulichen. Er entwickelte seine Vorstellungen im Rahmen des Versuchs, die Konsequenzen aus Einsteins revolutionärer Entdeckung der Relativitätstheorie zu ziehen. Die Alternative, Handlung aufgrund von Interpretationshypothesen einerseits bzw. auf der Grundlage von Sinnesdaten andererseits zu erklären, entspricht aufs neue der ursprünglichen Situation im Labyrinth mit bzw. ohne Plan desselben, auch wenn diese Alternative nicht mehr so absolut erscheint wie am Anfang. Russell jedenfalls hält die Objekte Tisch, Sonne usw., die in Sätzen wie "ich sehe das und das ..." auftreten, für Konstruktionen des Subjekts auf der Grundlage bestimmter formaler oder tautologischer Mechanismen einerseits und der empirischen Sinnesdaten andererseits. "Wenn die Kausalbeziehungen eines Ereignisses bekannt sind, folgt tautologisch seine Lage in der Raum-Zeit." Wenn es umgekehrt "eine bestimmte Art von Kausalverbindung mit der Sonne nicht gibt, 'sehen' wir nicht 'die Sonne', auch wenn unser Erlebnis ununterscheidbar ist von einem, in dem wir tatsächlich 'die Sonne sehen'." (8)

Es gibt also für Russell als Grundlage des Wissens bestimmte logische Elemente einerseits und bestimmte Ereignisse andererseits, die eine relative Unabhängigkeit voneinander haben. "Es ist offensichtlich möglich, durch künstliche Mittel ein Ereignis hervorzubringen, das dem Wahrnehmenden als ein Fall von 'Sehen der Sonne' erscheinen wird, obgleich es das in Wirklichkeit nicht ist. ... Die Schlüsse, mit denen die Physiker von Perzepten zu physikalischen Gegenständen übergehen, ... versetzen uns in die Lage, gewisse Tatsachen über die Struktur der physikalischen Welt zu erkennen, wie sie mittels Kausalbeziehungen, Kompräsenz und Berührung angeordnet ist. Außer gewissen, sehr abstrakten mathematischen Eigenschaften kann uns die Physik nichts über den Charakter der physikalischen Welt angeben. Aber es gibt einen Teil der physikalischen Welt, den wir auf andere Weise als durch die Physik kennen, nämlich den Teil, in dem unsere Gedanken und Gefühle liegen. Diese Gedanken und Gefühle sind deshalb Elemente der Atome (oder minimaler materieller Bestandteile) unserer Gehirne." (9)

Dieser letzte Teil der Argumentation, der sich auf die "andere Weise" des Kennens der Welt, nämlich über Bewußtseinszustände, bezieht, zeigt in seiner Formulierung aufs neue, daß das Bewußtsein durchaus durch sich selbst ebenso blockiert und gefesselt sein kann wie durch die sogenannten äußeren Zwänge. Aus der Literatur kennen wir sowohl den klassischen Helden, der an den äußeren gesellschaftlichen oder natürlichen Zwängen scheitert, wie den modernen Helden, der an seiner Isolation, an dem Zurückgeworfensein seines Bewußtseins auf sich selbst scheitert. Im Rahmen der Begriffe und Vorstellungen des vorgeschlagenen Gedankenexperiments wird dasselbe noch deutlicher, wenn man sich das "Bewußtseinsargument" in den bekannten und vielfach zitierten Überlegungen A. Turlings zur Frage, ob Maschinen denken können, vergegen-

wärtigt. Bewußtsein wird dabei ganz im Sinne dieser anderen reicheren Welt, von der Russell spricht, als das Kriterium, das die Eigenheit des menschlichen Wesens am deutlichsten zum Ausdruck bringen soll, verstanden. Turing schreibt: "Treibt man diese Ansicht auf die Spitze, wäre der einzige Weg, mit Sicherheit herauszufinden, daß eine Maschine denkt, die Maschine zu sein und sich selbst denken zu fühlen. Man könnte diese Gefühle dann der Welt beschreiben, aber natürlich brauchte es niemand zur Kenntnis zu nehmen. Genauso wäre nach dieser Ansicht der einzige Weg zu erkennen, daß der Mensch denkt, eben dieser besondere Mensch zu sein. Dies ist in der Tat der solipsistische Standpunkt und mag die logischste Ansicht sein, die man vertreten kann, aber er macht den Gedankenaustausch schwierig." (10)

Es ist also nicht denkbar, eine Lösung aus der scheinbaren Alternative Antizipation und Zielorientierung des Bewußtseins einerseits versus Universalität des Algorithmus andererseits abzuleiten, da Zielorientierung und Universalität der Bewegung sich immer wieder als komplementäre Elemente erweisen.

III

Insbesondere legt es die Aufgabe des solipsistischen Standpunkts, anders ausgedrückt, die Umkehr des bisherigen Gedankengangs zum Verhältnis von Bewußtsein und Gegenstand nahe, das Bewußtsein als gegenständlich aufzufassen, als Bewußtsein der Gegenstände, nicht als Bewußtsein an sich. Wobei wir unter "Gegenständlichkeit" eine äußere Wirklichkeit und deren Widerständigkeit gegenüber dem Subjekt implizieren und Gegenstände nicht bloß als Konstrukte bzw. Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Denkinhalte auffassen. Die absolute Umkehr der Russell'schen Position würde eigentlich lauten, das Bewußtsein ist in den Gegenständen, anstatt, es ist gegenständlich. Russell hatte ja gerade die Gegenstände im Bewußtsein angesiedelt, als Konstrukte desselben. Mein Vorschlag formuliert deshalb nicht das genaue Gegenteil, weil ich das antizipatorische Moment im Bewußtsein für wesentlich halte. Beides gilt: Die Gegenstände sind im Bewußtsein, und das Bewußtsein ist in den Gegenständen. Der grundlegende Unterschied zwischen einem denkenden Körper und einem solchen, der nicht denkt, "besteht in der Fähigkeit des denkenden Körpers, seine Bewegungsbahn im Raum mit Rücksicht auf die Form eines anderen, und zwar jedes beliebigen anderen Körpers aktiv zu gestalten." (11)

Was die Positionen, wie sie einerseits durch Russell, andererseits durch Jefferson beschrieben sind, so verfahren macht, ist gerade, daß sie die Aktivität mit der Vorstellung des Denkens als Bewußtsein (in der Wissenschaft), die Passivität bzw. Rezeptivität dagegen mit der Vorstellung des Bewußtseins als Gegenstand (im Alltagsdenken) kombinieren. Bewußtsein der Gegenstände meint aber immer auch eine dynamische Balance von Reflexion und Aktion und verweist daher auf Begriffe wie Tätigkeit, Veränderung, Entwicklung, Geschichte. Weil das Bewußtsein gegenständlich ist, ist es wie die Gegenstände selbst, auf die es, sie bewußt machend und verändernd, einwirkt, ebenfalls veränderlich. Als veränderlich ist es historisch, d.h. zur Weiterentwicklung, möglicherweise auch Höherentwicklung fähig. Wesentlich erscheint dabei die gleichzeiti-

ge Entwicklung des Bewußtseins und der Gegenstände. Auch Russell würde (möglicherweise im Gegensatz zu Jefferson) den Glauben teilen, daß die Mathematik, wenn sie den wissenschaftlich-objektiven Charakter ihrer Erkenntnisse nicht in Frage stellen will, sich wesentlich auf ihre Geschichtlichkeit oder überhaupt auf das Moment der Geschichtlichkeit besinnen muß, im Gegensatz zum Alltagsdenken, das in der Erfahrung eines festen unveränderlichen Lebensraums seine Reflexionen konzentriert.

Das Widerstandsargument ist in der Erkenntnistheorie sehr oft als ein "Angriff auf die Automatisierung des Wissens" und auf das "Methodenprimat in der wissenschaftlichen Erkenntnis der Neuzeit" verstanden worden. Das Beispiel des Labyrinths zeigt, daß dies nicht umstandslos zutrifft. Gerade dem radikal Unbekannten gegenüber, in einer Situation, in der sich alle inhaltlichen Erfahrungen als bloße Vorurteile erweisen, ist unter Umständen der formale Apparat der Methode der einzige Ausweg. Das Gedankenexperiment mit dem Labyrinth zeigt jedoch auch, daß "Erfahrung" als komplementär zu sowohl "Theorie" als auch "algorithmisierter Methode" zu sehen ist, wenn man Gegenständlichkeit nicht bloß als (sei es in Wissensbeständen oder Mittelsystemen und Algorithmen) Vergegenständlichtes auffaßt. Es handelt sich, wie dargelegt, hier um eine Ebene der gemeinsamen Veränderung von Subjekt und Gegenstand. In der Regel wird das Widerstandsargument auch auf den sinnlich-materiellen Eindruck, den ein reales Außen auf das Subjekt macht, zurückgeführt. Die traditionelle Handwerksarbeit dient etwa als Beispiel. Der Handwerker lebt mit der Materie, er lernt sie durch seine Arbeit kennen, er formt sie um. Seine Tätigkeit lebt von den Materialerfahrungen mit ihren Widerständigkeiten. Alles dies fällt weg, wenn die Ausführung der Maschine anvertraut wird, weil dann die ganze Folge von Erfahrungen, die der Handwerker mit der Arbeit gemacht hat, vorausgesehen und im Entwurf vollendet sein muß.

Dies Argument gerät leicht in die Gefahr, das menschliche Bewußtsein zu fetischisieren, es auf der Grundlage der Konstanz und Unveränderbarkeit der gegenständlichen Welt und der gegenständlichen Erfahrungen als etwas Fertiges zu betrachten. Wir werden also wiederum auf die Bedeutung der Komplementarität - in diesem Fall von Antizipation und Erfahrung - verwiesen sowie auf das Moment der Entwicklung der Gegenstände und des Bewußtseins, das dabei impliziert ist. Da sich Denken nicht als Denkfähigkeit von den Denkinhalten und Gegenständen trennen läßt, sich also die Gegenständlichkeit der Erkenntnis nicht ohne Gegenstände, weder als exemplarische Überhöhung einzelner gegenständlicher Erfahrungen noch als bloßer psychologischer Ausdruck derselben, d.h. als Bewußtsein, Talent, Intuition charakterisieren läßt, meint diese Entwicklung sowohl Zunahme der Gegenstände wie ihre Veränderung; meint sowohl Widerständigkeit einer Außenwelt, Ausgesetztsein gegenüber den Einwirkungen der Sache wie inhaltliche Vorstellung oder Methode. Nur als Entwicklung ist die Gleichzeitigkeit von Bewußtsein und Gegenstand zu denken. Entwicklung impliziert eine bestimmte Offenheit. Gleichzeitige Entwicklung von Subjekt und Gegenstand impliziert damit auch eine existentielle Ungewißheit für das individuelle wie für das gesellschaftliche Subjekt. Diese Konsequenz bleibt in der Regel bis heute weitgehend verdeckt.

IV

Es geht auch in unserer hochkomplexen arbeitsteiligen Gesellschaft nicht darum, die Bedeutsamkeit des "Verstehens" außer Kraft zu setzen, aber die Kontrolle durch Verstehen ist nur ausübbar durch die bewußte Bewertung des mit dem Prinzip des Verstehens im speziellen Fall aufgerichteten Selbstbildes des Subjekts. Mit anderen Worten: Der Versuch, sich selbst als Teil der Wirklichkeit zu sehen, ist gleichzeitig der Versuch, Illusionen, Wahnvorstellungen, Ersatzbefriedigungen usw. auszuschalten und den Zusammenhang mit der Realität aufrechtzuerhalten; d.h. die Entwicklung der gegenständlichen Erkenntnis mit der Entwicklung des eigenen Bewußtseins in Zusammenhang zu bringen, was den Verzicht auf absolut sichere Grundlagen des Wissens in einer ansonsten sicheren Realität impliziert.

Nach Otto Neurath bestand der "grundlegende Irrtum" des Descartes darin, bestimmte Meta-Prinzipien oder Kontextregeln nicht als Prinzipien der eigentlichen wissenschaftlichen Methode, sondern als ihr im Prinzip fremde Zusätze betrachtet zu haben. Eine diesem cartesischen Irrtum entsprechende Einstellung begegnet uns heute wieder etwa in Schlagzeilen wie: "Gibt es den neutralen Experten?" Oder: "Wissenschaft zwischen Objektivität und Parteilichkeit". Insbesondere am Beispiel Tschernobyl und der nach dieser Katastrophe einsetzenden öffentlichen Diskussion um Grenzwerte für Strahlenbelastung bzw. Sicherheitswahrscheinlichkeiten in Bezug auf Kernkraftwerke ist vielfach festgestellt worden, daß die Wissenschaftler entweder "die Grenzen von der objektiven Wissenschaft zur wertorientierten Beeinflussung überschritten" hätten - so eine Formulierung des bayerischen Kultusministeriums -, oder aber daß sie es dem verwirrten Laien überließen, Relevanz und Realitätsbezug ihrer Angaben herzustellen. Aber internes Selbstverständnis und gesellschaftlicher Bezug des Wissenschaftssystems hängen untrennbar zusammen. Auch das hat Tschernobyl gezeigt. Wie sich aus dem inzwischen vorliegenden sowjetischen Untersuchungsbericht ergibt, war die Katastrophe das Resultat eines Testversuchs an einem Objekt, das seiner Natur nach nicht getestet werden kann. Die tatsächliche Sicherheit eines Kernkraftwerks ist also, wie Krohn und Weingart schreiben, immer mit einem Stück Spekulation behaftet. "Jedes Kernkraftwerk ist sein eigener Testfall. Man kann solche Tests implizite Experimente nennen. Ihr aussagekräftigster Fall ist der Unfall." Mit anderen Worten: Der Gegenstand ausschließlich als Widerständigkeit genommen, steigert in diesem Fall seine "Widerstandsmacht" potentialiter so sehr, daß nur die Katastrophe Zugang zum Objekt ermöglicht.

Man kann den Sachverhalt auch weniger dramatisch formulieren, um den Zusammenhang mit der Erkenntnissituation nicht abreißen zu lassen. Man könnte dazu feststellen, "Sicherheit" ist ein empirisch direkt ebenso unzugänglicher Begriff wie etwa der Begriff des Kapitals in der Ökonomie oder der Begriff Kraft in der Physik. Begriffe sind weder reine Konstruktionen noch empirisch einfach auffindbar. Bei den damit implizierten Konsequenzen läßt sich Risikoforschung anscheinend nicht anwenden. "Eine wissenschaftlich offene, differenzierte und kontroverse Risikoforschung würde ihre politische Brauchbarkeit geradezu ins Gegenteil verkehren. Die Gesellschaft darf unter keinen Umstän-

den erfahren, daß sie für die Technologieentwicklung Experimentierfeld ist und erst recht nicht, daß sie auch noch für die Hypothesen der Risikoforschung über akzeptable Risiken ... die Fälle der Prüfung bereitstellen muß. Statt dessen ist die Suggestion notwendig, es handle sich hier nicht um Hypothesen, sondern um risikoloses Wissen über Risiken. Dies ist eine Verwechslung von Landkarte und Landschaft, von Theorie der Sicherheit und Sicherheit." (12)

Die Auffassung der Wirklichkeit als bloße Widerständigkeit schlägt um in eine bloße Vorstellung davon. Diese Dualität im Gegenständlichen als Vorstellung einerseits und Widerständigkeit andererseits kann nicht durch methodologisch-technische Kunstgriffe des Denkens überwunden oder aufgelöst werden. Der Fehler liegt vielmehr im Selbstverständnis des Subjekts, das sich als der Natur bloß gegenübergestellt als deren möglicher Beherrscher sieht, und in der Vernachlässigung der Gegenständlichkeit des subjektiven Bewußtseins, d.h. der Tatsache, daß Subjekt und Gegenstand der Erkenntnis einer gemeinsamen Entwicklung unterworfen sind. Im vorliegenden Beispiel drückt sich das in der Auffassung aus, Energie sei bloß ein der Natur abzurufendes Konsumgut, etwas, das entnommen und einfach verbraucht werden soll. Ein Subjekt, das sich umgekehrt als Teil der Natur begreift, würde seinen Energiebedarf in einen reproduktiven Gesamtzyklus derselben einzubetten trachten, wie das ansatzweise den alternativen Energietechnologien zugrundeliegt.

- 1 B. Russell, Die Philosophie des logischen Atomismus, o. J., S. 181.
- 2 C.W. Churchman, Philosophie des Managements, Freiburg 1973, S. 58/59.
- 3 Alle Zitate von Ch.S. Peirce sind dem Band: Über die Klarheit unserer Gedanken, Frankfurt 1968, entnommen.
- 4 Wege durch das Labyrinth, Notizen über eine cartesische Methode, Debatte 4/86.
- 5 G. Ryle, Begriffskonflikte, Göttingen 1970.
- 6 W. Dawydow und W. Sintschenko, Das Entwicklungsprinzip in der Psychologie, Gesellschaftswissenschaften, Moskau 1982.
- 7 B. Russell, Philosophische und politische Aufsätze, Stuttgart 1980, S. 57.
- 8 B. Russell, Das ABC der Relativitätstheorie, Hamburg 1972, S. 161.
- 9 B. Russell, 1980.
- 10 A. Turing, Kann eine Maschine denken, Kursbuch 8, 1967.
- 11 W. Dawydow und W. Sintschenko, 1982.
- 12 W. Krohn und W. Weingart, Tschernobyl - das größte anzunehmende Experiment, Kursbuch 85, 1986.

Eine doppelte Moral zu haben ist das mindeste, mit einer einzigen kommt keiner hin.

Andreas Zielcke

Hegel pickt, Hagel packt

Ist es denkbar, daß Marx und Engels angesichts der Ereignisse von Seveso oder Tschernobyl oder Basel zur Tagesordnung übergegangen wären mit dem simplen Hinweis, "daß die Welt, die Gesetze der Natur und Gesellschaft prinzipiell erkennbar und *darum* Technologien, die auf der Erkenntnis und Anwendung der Naturgesetze beruhen, auch letztlich prinzipiell beherrschbar sind" (*Marxistische Blätter* 4/86)?

Die Frage und die implizierte Antwort erscheinen akademisch, d.h. in dieser Form nicht von Belang, denn erstens hatten weder Marx noch Engels es mit solchen Ereignissen je zu tun, zweitens haben sie nie Lösungsvorschläge für Probleme gemacht, die ihnen fremd waren bzw. haben sie nicht angenommen, die Lösung ihnen fremder Probleme der Zukunft antizipieren zu können, noch haben sie drittens je die Idee gehabt, die entdeckten Gesetze eines Naturprozesses seien immer auch in Techniken zu simulieren, geschweige denn, Versuche dieser Art seien durch die Naturerkenntnis legitimiert. Umgekehrt hat das strikte Bestehen auf der Gesetzmäßigkeit der Natur-, Gesellschafts- und Denkkzusammenhänge sie zu der Überzeugung geführt, daß letzten Endes erst dann Technologien in großem Stil praktikabel seien, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse einer vernünftigen Planung unterliegen. Aber auch diese von ihnen antizipierte gesellschaftliche Voraussetzung hat sie nie utopisch und unrealistisch lassen, unter solchen Verhältnissen seien dann Naturgesetze, welcher Zusammenhänge auch immer, in jedem Fall technologisch zu simulieren. Von Marx und Engels sind also keine wohlfeilen Begründungen jeder beliebigen Großtechnologie zu holen.

Und gerade darum ist die Eingangsfrage nicht nur akademisch. Denn die Behauptung, zwischen Erkennbarkeit und Beherrschbarkeit bestünde eine eindeutige

Beziehung derart, daß das Erste das Zweite nach sich ziehe ist zwar nicht Marx und Engels geläufig, aber dem Marxismus. Seitdem die Praxis die Theorie wieder einzuholen beginnt, kommen Zweifel an dieser Marxauslegung auf, die mit einem Rückblick auf das verbunden sind, was die Namensgeber gesagt haben; Zweifel von zweierlei Gestalt.

Zum einen wird die Logik des Marxismus mit der Logik von Marx und Engels konfrontiert, woraus sich erhebliche Abweichungen ergeben. Das hat Klaus Peters in den *Marxistischen Blättern* 6/86 (Erkennbarkeit der Natur gleich Beherrschbarkeit der Technologie?) nachgewiesen, wobei er zu einem bemerkenswerten Schluß kommt: "Eine prinzipielle Beherrschbarkeit von Technologien folgt aus der marxistischen Theorie dann, wenn darunter die gesellschaftliche Beherrschbarkeit der Technik verstanden wird. - In diesem Sinne wäre der 'Ausstieg' aus der Kernkraftwerkstechnologie angesichts der Größe des in diesem Fall prinzipiell technisch nicht ausschließbaren Risikos - Ausdruck und Konsequenz der Beherrschbarkeit der Technik und nicht die Resignation auf ihre prinzipielle Unbeherrschbarkeit. Eine entsprechend begründete Forderung widerspricht dann nicht unserer Weltanschauung, sondern folgt aus ihr."

Einen anderen Zweifel tragen Kurt Bayertz und Wolfgang Krohn in der *Dialektik, Beiträge zu Philosophie und Wissenschaften*, 12, (Engels im Kontext, Natur- und Wissenschaftsphilosophie im Zeitalter des Szientismus) vor. In dieser Zeitschrift wird in der letzten Ausgabe Engels' Dialektik der Natur in drei Aufsätzen wieder untersucht. Günter Kröber, Philosoph aus der DDR, findet, daß "die Entwicklung der Wissenschaft - der Naturwissenschaft wie der Gesellschaftswissenschaft - in den vergangenen hundert Jahren (seit Erscheinen der Schrift von

Engels, T.N.) Engels' Feststellung in vielfältiger Weise bestätigt" hat. Das ist ein wenig naiv. Hans Heinz Holz will Engels Naturdialektik von dem Verdacht reinigen, ihre Rückbeziehung zur klassischen deutschen Philosophie habe idealistische Spuren hinterlassen und verliert sich in dem Satz: "Hält man (...) materialistisch an der Vielfalt der materiellen Seienden fest, so kann die Einheit nur als Struktur der wechselseitigen Beziehungen existieren. Das bedeutet: Die vielen Einzelnen müssen als aufeinander wirkend gedacht werden, damit eine reale Bindung und nicht nur eine gedachte Konstellation besteht."

Bayertz und Krohn machen dagegen etwas Marx und Engels Naheliegenderes. Sie fragen, was Engels zur Aufstellung des Axioms berechtigt habe: "Immer wenn im 19. Jahrhundert das Bedürfnis einer Sache entsteht und dieses Bedürfnis durch die gegebenen Umstände gerechtfertigt ist, wird es gewiß befriedigt?" und zeichnen nach, in welcher Weise Engels, der Wissenschaftserfahrung seiner Zeit, dem Aufstieg der Naturwissenschaften und dem gleichzeitigen Zusammenbruch der klassischen Ethik verpflichtet, mit anderen, ihm in vielem fremden Denkern sich einem Szientismus anschloß, der durch die weitere Entwicklung der Wissenschaften seither einiges von seiner Begründung eingeblüht hat. Behält man diesen Szientismus in seiner Reinheit gegen alle weiteren wissenschaftlichen Revolutionen, die sich seither ereigneten, und auch gegen Engels

eigenen Sinn für das Historische, bei - und das geschieht in der Verquickung von Erkennbarkeit und Beherrschbarkeit - kann man kaum anders als mit Hilfe der bekannten Kapriolen sich im Namen des Marxismus über Scveso und Tschernobyl hinwegsetzen bzw. hinwegdenken.

Dagegen stellen die Autoren die Tatsachen: "Gegenüber der Erwartung des 19. Jahrhunderts, daß der wissenschaftliche Fortschritt zu einer einheitlichen und geschlossenen Weltanschauung führen müsse, hat sich die Entwicklung der Naturwissenschaften in unserem Jahrhundert bisher als ausgesprochen destruktiv erwiesen." "Wissenschaft ist weniger beweiskräftig, als die Methodologie des 19. Jahrhunderts glaubte; Wissenschaft ist weniger handlungsorientierend als der Entwicklungsgedanke des 19. Jahrhunderts nahelegte; Wissenschaft ist weniger einheitlich oder konsistent als der objektivistische Realismus unterstellte." Das führt sie zu dem Schluß: "Heute wissen wir, daß die Metaphysik jedenfalls in ihrer 'säkularisierten Form' als transempirisches Wissen, nicht totzuschlagen ist, weil die Diskrepanz zwischen Theorie und Empirie nicht vollständig auflösbar ist."

Daß die Metaphysik nicht totzuschlagen ist, wollen beide Autoren selbstverständlich nicht als eine Absage an den Szientismus in jeder Gestalt verstanden wissen, aber als einen Hinweis darauf, daß die Metaphysik seit Kant ja schon als Kritik auftritt und nicht als Apologie.

T.N.

Es ist für die Astrophysik außerordentlich frustrierend, daß rund 90 Prozent der Masse des Universums weiterhin unsichtbar bleiben.

Neue Zürcher Zeitung, 19.11.86

Gesamt- Inhaltsverzeichnis nach Autoren

1/84 bis 12/86

Heinrich W. **Ahlemeyer**
Frieden oder unzufrieden? [4/85]
Georg **Ahrweiler**
Tschernobyl als unmittelbare Produktivkraft oder Der naive Stoffwechsel mit der Natur [11/86]
Basel als unmittelbare Profitquelle [12/86]
Alfred **Andersch**
Mit den Augen des Westens — Thomas Mann als Politiker [3/84]
Nachdruck
Ingrid **Bachér**
Der Maßstab [6-7/85]
Domitila **Barrios**
Ein Tonbandprotokoll: Mutter und Sohn, Drogen und Soldaten; Der Geheimnisvolle hinter der Gewerkschaftstür; Gegensätze nach der Heimkehr; Rohstoffe und Panzer; Eine Last auf dem Gewissen [3/86]
Johannes M. **Becker**
Die FKP und ihre Bündnispolitik [4/85]
Thorsten **Becker**
Einige umständliche Überlegungen zu Heiner Müllers Verkommenes Ufer Medeamaterial Landschaft mit Argonauten [12/85]
Matthias **Beltz**
Selbsterfahrung [3/85]
Gift im Lebenszweck [6-7/85]
Spiel nicht mit den Staatsorganen [1/86]
Unsere Ehre heißt Rache [6-7/86]
Michael **Ben**
Honi soit qui mal y pense [1/84]

Was verrät der Verrat? Notizen beim Lesen von Jorge Semprún [2/84]
Populismus oder die Geschichte des Universums unter besonderer Berücksichtigung von Alt-Lerchenfeld [3/84]
Lob der Bestechlichkeit [4/84]
Legal, illegal, flexibel [4/84]
Wenn Hören und Sehen vergehen [3/85]
Der Watschenmann - Noch einmal über den Sturm im Wasserglas und die gegenwärtige Lage — Eine unendliche Geschichte [4/85]
Zeitschriftenschau: Volker Brauns Rimbaud-Essay [11/85]
Ben's HistoMat — Mitternachtszeitung für gebildete Leser [4/86]
Trotta, ick liebe Dir! — Zeitschriftenschau [6-7/86]
Marx & Engels gegen Preußen oder Die peinlichen Klassiker [10/86]
Zeitschriftenschau: (II) Kultur nach Steuern [11/86]
Frank **Benseler**
Sozialismus und Demokratisierung — Ein nachgelassener Vorwurf von Georg Lukács [5/85]
Helmuth **Berking**
Ein hinterhältiger Konservatismus [4/86]
Ludwig **Börne**
Das Leben und die Wissenschaft [5/86] *Nachdruck*
Matthias **Brandes**
Wie man Bilder am Schwanz packt — Kunst und Eva und die Zukunft

und das Automobil und die Lebensmittel und der Sport usw. [10/86]
Bertold Brecht
 Drei Reden über den Massenmenschen; Über die Lehre [3/85]
Erstveröffentlichungen
Wilfried von Bredow
 Ost-West-Konflikt und antagonistische Kooperation [12/85]
Claus Bremer
 Guernica [2/85]
 Gute Dramaturgie [6-7/85]
 Mensch der uns ansieht [3/86]
Jens Brockmeier/ Hans-Ulrich Treichel
 Die Zeit der Poesie [12/86]
Peter Brokmeier-Lohfing
 Clausewitz oder das Prinzip Krieg und seine Gegenkräfte [2/84]
 Fragen auf Wunsch von Herrn K. [4/85]
 Die Metamorphosen der Politik und Saint-Simons Frage [12/85]
 Geschichte vernichten — Reflexionen über den organisierten Massenmord im deutschen Faschismus [10/86]
Jutta Brückner
 Das Kostüm der Nacktheit [5/85]
 Göttliche Aufgaben in wohlgeordneten Zuständen idiotischer Heiterkeit oder Filme von Frauen [2/86]
 Bilder des Bösen [12/86]
Till Bruttel
 Ein Dorf in dieser Welt — Einsichten [3/85]
Rudolf Burger
 (Können Maschinen denken?:)
 Die Sprache der Puppen oder die Angst vor dem Widerspruch [2/84]
Rob Burns
 Lady Thatchers 2.Krieg — Nach dem Streik der britischen Bergarbeiter [4/85]
 Pessimismus des Verstandes — Optimismus des Willens; Zur Lage der britischen Linken im Thatcherismus [6-7/85]
Roque Dalton

Gedichte: Lateinamerika; Die Rast des Kriegers; Über Kopfschmerzen; Die Jugend; Sprüche; Das gesellschaftliche Sein bestimmt das gesellschaftliche Bewußtsein; Essay: Eine Krähe hackt der anderen ein Auge aus
 Zwei Konzeptionen lateinamerikanischer Literatur [6-7/85] *Nachdruck*
Franz Josef Degenhardt
 Die Lehrerin [1/84]
Friedrich Christian Delius
 Lieber Piwitt [8-9/86]
Frank Deppe
 Wege ins Paradies? [1/85]
Carlos Diablillo H.
 "Wo man Volkswagen baut, geht es den Menschen besser" [5/85]
Heinz D. Dombrowski
 Mathematisierung von Gesellschaft, Natur und Mathematik [12/85]
Fred Eckhard
 Kreativ und/oder solidarisch — Kunststücke [2/85]
Elisabeth Endres
 Anti-Bergfleth oder Aufklärung über die palavernde Unvernunft [11/85]
Vridolin Enxing
 Wenn Süverkrüpp Degenhardt wegrationalisiert — Erfahrungen mit computergesteuerter Musik [6-7/85]
Manfred Esser
 Vom Anschein des Westens [6-7/85]
Chup Friemert
 Sinnprothesen oder Design [4/84]
Gerd Fuchs
 Die Wahrheit der Form — Die Form der Wahrheit [1/84]
 Der Alp auf dem Hirne der Lebenden [2/85]
Johannes Bückler alias Schinderhannes [8-9/85] *Vorabdruck*
Ein Schiffbruch [11/85] *Vorabdruck*
Georg Fülberth
 Drei Notizen ohne Fußnoten zum Einstieg in das Nachdenken über CDU und CSU [1/84]
 Die Roosevelt-Linke [3/84]
 Tiefgestaffelte Formation - Zu einigen

neueren Selbstdarstellungen von CDU/CSU-Politikern [4/85]
 Proteus für die Frauen [5/85]
 Die Union als Gegenstand der Betrachtung [8-9/85]
 Adenauers Teegespräche 1950-1954 [12/85]
Peter Furth
 Frieden oder gerechter Frieden? [8-9/85]
 Eine konservative Verteidigung des Marxismus — Arbeit und Dialektik in der marxistischen Philosophie [10/85]
 Troja hört nicht auf zu brennen — Über die Bewirtschaftung der Toten [2/86]
Günter Gaus
 Deutsche: Prof. Otto Reinhold im Gespräch mit Günter Gaus [6-7/86]
 Gespräch mit Martin Walser [12/86]
Jürgen Habermas
 Wolfgang Abendroth in der Bundesrepublik [12/85]
Christoph Hein
 Zu einem Satz von Anna Seghers [1/86]
 Lieber M.F. — Zur westdeutschen Erstaufführung von »Schlötel oder was solls« [8-9/86]
Helmut Heißenbüttel
 Evolution einer Meldung aus der Mainzer Allgemeinen Zeitung [2/85]
Gerd Herholz
 Dr. Jekyll Mr.Hyde ; Bei uns [3/85]
Heinz-Joachim Heydorn
 Bildung des Widerstands — aus "Wilhelm von Humboldt" [5/85]
Nachdruck
Josef Hoffmann
 Spiel mit dem Feuergott — Poppmusik, die wahre Jugendreligion [3/86]
Werner Hofmann
 Die gesellschaftliche Verantwortung der Universität [11/85] *Nachdruck*
Agnes Hüfner
 Rüstungswahnsinn [3/85]
 Einzelgänger der Einigkeit [4/86]

Ludwig Börne [6-7/86]
Fluchthelfer [8-9/86]
Sigurd von Ingersleben
 Die normative Kraft des Hypothetischen [6-7/85]
 Der subjektive Balken im objektiven Weltauge — Eliten, Avantgarden und die Eco-Nomie der Zeit [6-7/86]
Marguerite Duras — Die Unbekannte von der Seine [10/86]
Pille und Pulle — Zwei Jubiläen [11/86]
Urs Jäggi
 Durchquerungen [4/85]
Mechtild Jansen
 Die quotierte Frau — Keine Frauenpolitik ohne Feminismus [12/85]
Jewgenij Jewtuschenko
 (Vollständige) Rede vor dem 6.Kongreß des russischen Schriftstellerverbandes [3/86] *Nachdruck*
Martin Jürgens
 Wie man einen Krieg abbricht [6-7/85]
Annegret Jürgens-Kirchhoff
 Nachkriegsbilder/Vorkriegsbilder — Zum Verhältnis von Erinnerung und Antizipation in der Kunst nach 1945 [6-7/86]
Pierre Juquin
 Selbstkritiken [4/86] *Nachdruck*
Sabine Kebir
 Punk oder Die herrschende Arbeitslosenkultur — Gramscis Beitrag zur modernen Kulturtheorie [2/86]
 Gläubige aller Länder, vereinigt euch! Zauberkünstler Raja (Roger) Garaudy in Algier [4/86]
 Dauerhafte Harmonie gelingt kaum — Neue Dokumentarliteratur aus der DDR [10/86]
 Courage! — Bertolt Brecht aus feministischer Sicht [12/86]
Heinar Kipphardt
 Zergliederung einer Verstörung, Fragment [2/85]
Bradley S. Klein
 American Football [1/86]

- mit Frank Unger
 Clemens **Knobloch**
 Hase und Igel in der Soziologie:
 Niklas Luhmann [5/86]
 Uwe **Koch**
 Die Nacheinundachtziger [3/84]
 Das Nationalgefühl der Nachgeborenen [5/85]
 Gehuckelt hat es [12/85]
 Die Macht der Kommunisten [8-8/86]
 Dieter **Kramer**
 "Sieghafte Hoffnungslosigkeit" —
 Thomas Mann und die Versprechungen des 8. Mai 1945 [4/85]
 Joachim **Krause**
 Da kam etwas dazwischen, Neue Medien — Eine Quersumme [10/85]
 Klaus **Kreimeier**
 Der Königsweg des Revolutionärs und die Ochsentour zurück [11/85]
 Franz Xaver **Kroetz**
 Der Weihnachtstod, Volksstück, Bayrisches Requiem [4/84]
 Wolfgang **Krohn**
 Erzwingen Wissenschaft und Technik eine neue Ethik? [2/85]
 Hans-Jürgen **Krysmanski**
 Zehn Jahre Kontingenz — Der 22. Deutsche Soziologentag in Dortmund [3/84]
 Adam **Kuckhoff**
 Lessing — und kein Anfang!;
 Büchners Tod [4/86] *Nachdruck*
 (eingeleitet von Agnes **Hüfner**)
 Günter **Kunert**
 Notizen zur Geschichte [11/86]
 Jacques **Limburger**
 Die Schönheit des Flickenteppichs —
 Der unaufhaltsame Wiederaufstieg der SPD [6-7/85]
 Die Kunst des Zusammenhangs oder
 Die Entwicklung des Sozialismus von
 der Wissenschaft zur schwarzen Magie [3/86]
 Der hl. Atom — Traktat von der Möglichkeit, eher auf den Tod als auf den Teufel zu verzichten [8-9/86]
 Peter **Maiwald**
 Notizbuch 1-10 [1,2,3,4/84, 2,4,6-7,8-9/85, 1,5/86]
 Maßnahmen [3/85]
 Die Poesie [8-9/85]
 Vivat Majakowski [1/86]
 Entweder und Oder — Der Schriftsteller Günter Kunert [8-9/86]
 Thomas **Mann**, Brief, Neujahr 1936/37 (Die Bonner Aberkennung) [12/86] *Nachdruck*
 Ludwig **Marcuse**
 Grabbe [11/86] *Nachdruck* (eingeleitet von Peter **Schütze**)
 Rainer **Marwedel**
 Nachtflug: Disco als Lebensform [10/86]
 Charles L. **McGehee**
 Die Wagenburg, O-Ton Neokonservatismus [11/85]
 Jawaharlal **Nehru**
 Brief an Indira, 31. Juli 1933 [5/85] *Nachdruck*
 Thomas **Neumann**
 Ein ruhiges Land [1/84]
 Grüne Hegemonie — Anmerkungen zu drei Büchern [1/85]
 Bismarck auf dem Alexanderplatz, Ein Bericht [3/85]
 Modern Times — Eine Paraphrase der letzten Rede Tschernenkos [4/85]
 Der Einzige und sein Eigentum [5/85]
 Angesichts einer offenen Tür — Ein ruhiges Land II [8-9/85]
 Sozialdemokratische Sicherheitspolitik — Zeitschriftenschau [8-9/85]
 Im Schüfftan-Spiegel gebrochene Hermanduren — Christoph Heins Roman Horns Ende [11/85]
 Zeitschriftenschauen — Hinter dem Rücken der Avantgarde [1,2,3,4/84, 1,2,3,4,5,6-7,8-9,10/85]
 Minister Fischer — Zeitschriftenschau [12/85]
 Nicht Gutes besser -, Schlechtes anders machen — Sowjetunion heute — Zeitschriftenschau [1/86]
 Unter Umständen, Die Spur des Hal-

- leyschen Kometen — Eine Anregung von Norbert Elias [2/86]
 Mit der Maus durch die Wand — Zeitschriftenschau [2/86]
 Die Entdeckung des Politischen im Sozialismus — Zeitschriftenschau [3/86]
 "Arbeiterkampf" über Stammheim — Zeitschriftenschau [4/86]
 Die Wiederentdeckung der Nation — Zeitschriftenschau [5/86]
 Nicht gesellschaftsfähig — Gerd Fuchs' Entdeckung des Schinderhannes [8-9/86]
 Neusprech — Eine sozialistische Grundlegendiskussion über neues Denken samt neuer Logik [11/86]
 Zeitschriftenschau: (I) Nationale Kontinuität als Seelenarbeit [11/86]; Zeitschriftenschau — Hegel pickt, Hagel packt [12/86]
 Arnhelm **Neusüss**
 Enttäuschte Gewissheit — Nachwort zur Krise des Marxismus [1/84]
 Die Rekonstruktion des Konservatismus [3/84]
 Hythlodeus oder Die Entbehrlichkeit utopischen Denkens in der Moderne [3/85]
 Fragen auf Wunsch von Herrn K. [4/85]
 Die Ideologien und das Ideologische - Zur Eingrenzung eines unermeßlichen Problems I [4/86]
 — II [5/86]
 Alfred J. **Noll** / Nikolaus **Dimmel**
 VOEST/Österreich — Sozialdemokratie und verstaatlichte Industrie [2/86]
 Mustafa **Önal**
 Ich habe zwei Seiten [4/85]
 Die Dichtung und ich [8-9/85]
 Michael **Otte**
 (Können Maschinen denken?)
 Die Gottesfurcht vorm Denken der Computer [2/84]
 Kunst und Wissenschaft oder Die individuell beförderte Einsicht in allgemeine Zusammenhänge [1/85]
 Computer und menschliches Denken oder Die historische Objektivität des Subjektiven [4/85]
 Die historische Objektivität des Subjektiven II [6-7/85]
 Der direkte Weg des Denkens [11/85]
 Wege durch das Labyrinth — Notiz über eine cartesische Methode [4/86]
 Dritter Versuch über die Konsequenzen von Tschernobyl [6-7/86]
 Wege durch das Labyrinth II — Die cartesische Methode und das Konzept der Komplementarität [12/86]
 Glen **Pate**
 Notizen zur Analyse von IT-Wirkungen [8-9/85]; mit Bernhelm **Booß**
 Wilhelm **Paul**
 GroßMachtPolitik — Will das Mündel Vormund werden? [6-7/85]
 Spiegelbilder: Spiegelgefechte — Die Intellektuellen und die Macht [10/85]
 Lernprozesse mit ungewissem Ausgang — Schwierigkeiten einer besseren Union [2/86]
 "Vom Geist der Wirtschaft" — Wie er von Walter Rathenau bis Edzard Reuter weht [5/86]
 Ulrich **Paulsen**
 Folter in Brasilien [3/86] *Nachdruck*
 Karl **Pawek**
 Die nützliche Mär von der Bösen Gewalt [1/84]
 Was ist an Zeus so lächerlich? [3/84]
 Nicaragua, Ende November 1984 [4/84]
 Yankees raus! [3/85]
 Durch Zucht zur Ordnung, Angst in der Sexualität — Die Funktion von Lustseuchen [3/86]
 Hermann Peter **Piwitt**
 Ein Held wird geboren [1/84] *Vorabdruck*
 Brief an meine Berliner (und anderen) Freunde [6-7/86]
 Hans **Platschek**
 Das Privileg der Malerei — Ködelhu-

- der Fragmente [2/84]
 Die Umarbeitung der Venus — Aus der Geschichte der Zwei-Kulturen-Debatte, Über Trotzki's "Literatur und Revolution" [4/84]
 Als die Bilder hinken lernten [8-9/85]
 Der erste, der zweite und der dritte Blick — Erkennen und Wiedererkennen [1/86]
 Laokoon-Lektüre, Über die Grenzen der Malerei und der Poesie [3/86]
 Fellini's Faces [8-9/86]
 Dürers Rhinoceros oder Kunst vom Hörensagen [10/86]
Werner Post
 Wird die Sache der Armen verraten?
 Zum Verständnis von Marxismus in der Instruktion der Glaubenskongregation [4/84] *Nachdruck*
Ulrich K. Preuß
 Rechtsordnung und Friedenspolitik — Neuere Entwicklung und aktueller Stand [2/86]
Arne Raeithel
 Das Lebendige, das Tote und die Symbolmaschinen [1/85]
 Mütter, Väter und Wunschmaschinenkinder [4/85]
 Gegen eine technozentrierte Verkürzung des Historischen Materialismus [6-7/85]
 Intuitionen, Algorithmen und künstliche Intelligenz [10/85]
 Über Mütterarbeit — Ein erneuter Versuch, den Reproduktionsprozess ins Zentrum zu rücken [5/86]
Redaktion
 HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden [1,2,3,4/84, 1,2,4,5,6-7,8-9,11/85]
 HARAKIRI [12/85, 1,2,3/86]
 Sie müssen verstehen, es ging alles wie von selbst — Ein Tonbandprotokoll [1/85]
 Miszellen, Editorials...
Helmut Ridder
 Schluß und kein Dakapo! [2/84]
 Nach dem Nichtbesuch oder Der Na-
- me des Andreotti [1/85]
 Konzertanz in Grün — Die außenpolitischen Herztöne der BRD-Eliten und ihrer freiwilligen Fußvölker [2/85]
 Der Jurist Wolfgang Abendroth [12/85]
 Zur Korrektur deutsch-juristisch-weltanschaulicher Mutmaßungen über die Friedensstaatlichkeit der und in der Bundesrepublik Deutschland [1/86]
 Über Bonn, Troja, die "Deutsche Frage" — und die Notwendigkeit, auch sozialphilosophischen Analysen und Betrachtungen ein vollständiges ereignisgeschichtliches Fundament nicht vorzuenthalten [8-9/86]
Roman Ritter
 Die Halogenlampe [2/84]
 Taubenmist [3/84]
 Der riesige Lenin [4/85]
 Leningrad im März [5/85]
 Die fortwährende Lustigkeit der Münchner Lach- und Schießgesellschaft [8-9/85]
 Gespenstergeschichte [8-9/86]
Peter Rühmkorf
 Lieber Ben; Letzte Mohikanerin;
 Durch dauernde Gedanken an dich...;
 Gegen ein selbstgenügsam in Kunst gefaßtes Leben [1/85]
Czeslaw Sawicki
 Das Verbrechen, die Gefühle und die Wahrheit oder Der Film Shoah [6-7/86]
Guy Scarpetta
 Pasolini ohne Legende [11/86] *Nachdruck*
Johannes Schenk
 Mr. Niokis wird zur Reception gebeten; Postdampferkapitän [1/85]
Karl Heinz Scherfling
 Irrtrümmer [11/85]
 Fluchtversuch [6-7/86]
 Erste Hilfe [10/86]
 Eishockey [11/86]
Ronald M. Schernikau
 Die Wahrheit ist westlich [1/84]

- Ein Phänomen [2/84]
 Über das Sonett [3/84]
 Politik mögen [2/85]
Norbert Schneider
 Bastelei als Subversion? Zur Kritik der Philosophie Jacques Derridas [3/86]
Michael Schneider
 Bomben-Existenzialismus [1/84]
 Bettine von Arnim: Die Verbrecher [4/85]
Robert Wolfgang Schnell
 Ausgetrocknet [3/84]
Peter Schütze
 ...denn ein Göttertisch ist die Erde...Nachdenken über einen neuen Umgang mit Friedrich Nietzsche [3/84]
 Ach, ein Schauspiel nur — oder Was ist Hamlet uns? [11/86]
Lucien Sève
 Die FKP nach dem Bruch des Linksbündnisses, Ein Gespräch von Johannes M. Becker [3/84]
Konstantin Simonow
 Das Vernichtungslager [1/85] *Nachdruck*
Michael Springer
 Inseln am Ende der Welt [1/84]
 Thesen über Macintosh [2/84]
 Transitorisch: Krupp, ferngesehen [3/85]
 Wissenschaft, Technik, Intelligenz [1/86]
Armin Steil
 Selbstverwandlung und Ich-Opfer — Zur Ethik des Klassenverrats [10/85]
Dieter Süverkrüp
 Gebet eines Dissidenten [1/84]
Ralf Thenior
 O(h), de Genever!; Monsieur Waldhelm; FANTASYTÜCK; Tollhaus mit Schildwache...; Motz [2/84]
Uwe Timm
 Viele Wege führen nach Rom [4/84]
 Der Lauschangriff, Hörspiel [1/86]
Karl Hermann Tjaden
 Bemerkungen zum Technikfetischis-
- mus von WRL [8-9/85]
 Die Bedeutung der >Wissenschaft von der Politik< Wolfgang Abendroths [12/85]
Friedrich Tomberg
 Peter Furth und der Frieden, Eine Kriegs-Erklärung [4/86]
Frank Unger
 Brief eines amerikanischen Neokon-servativen an einen jüngeren linken Freund in der BRD [10/85]
 Rationalität von Genf [12/85]
 American Football [1/86] mit Bradley S. Klein
 Amerikanische Lektüre — Zeitschriftenschau [10/86]
 Rafael de la Vega
 Die Lukács-Rezeption in der Bundesrepublik [4/84]
 Über Helden und Gräber [2/85]
 Die Rezeption von Karl Korsch in der BRD [3/85]
 Fragen auf Wunsch von Herrn K. [4/85]
 Lenins Zwei-Kulturen-Theorie und Gramscis Kulturbegriff [5/85]
 Das späte Ich — einige Bemerkungen zu Klaus Kreimeier [11/85]
 Die Stimme, die in der Wüste dröhnt: Ernst Bloch — Prophet im Niemandsland [1/86]
 Hegel und die "Dritte Welt", Anmerkungen zu einer fatalen Geschichtsphilosophie [5/86]
 Postmoderne Linke — Über die Tragik nicht nur der spanischen Linken I [12/86]
Maria Vonderbank
 Stuttgart, Friedrichstraße [1/84]
 Erlebtes [2/84]
Manfred Vosz
 Auf beiden Seiten der Front — Eine Reise durch El Salvador I [2/85]
 — II [3/85]
Stephan Wackwitz
 Selbstportrait mit Pete Townshend — Ein dialektischer Besinnungsbaustein [11/86]

Rolf Weggler

Zur letzten Instanz — Das Verhältnis Politik/Ökonomie in Marxismus und Systemtheorie [11/86]

Johannes Weyer

Kontinuität oder Bruch — Die Nachkriegsplanungen des deutschen Kapitals 1943 ff. [6-7/85]

Franziska Wiethold

Werden die Gräben wieder zugeschüttet? — Der Kampf um die 35-Stunden-Woche [2/84]

Die Balance des Widerspruchs — Arbeiterbewußtsein und Krise [2/85]

Wenn einfache Wahrheiten schwierig werden — Anmerkungen zu WRL

[6-7/85]

Stabilität und Wankelmüt — Mythen um den Kern der Arbeiterklasse und die Intelligenz [11/85]

Alles im Griff oder Die Angst vor dem Zweifel [8-9/86]

WRL

Gegen eine technikkritischen Wende im Marxismus [5/85]

Gegen einen zivilisationskritisch aufgeblasenen feministischen Idealismus [8-9/85]

Rainer Zech

Vielfalt statt Einfalt — Aus der Diskussion der Friedensbewegung [3/85]

Die Zeit ändert sich so oder so, weil: sie vergeht.

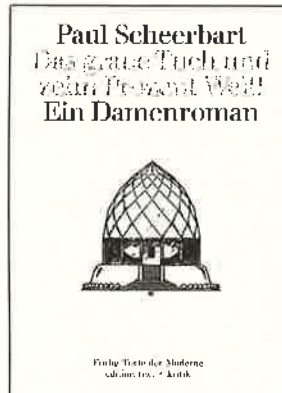
Wolfgang Spielvogel

Frühe Texte der Moderne

Levelingstraße 6a, 8000 München 80

Verlag edition text + kritik GmbH

Paul Scheerbart
in der Reihe
Frühe Texte der Moderne



Paul Scheerbart

**Das graue Tuch und
zehn Prozent Weiß**
Ein Damenroman

Herausgegeben von
Mechthild Rausch
163 Seiten, DM 32,-
ISBN 3-88377-225-9

Paul Scheerbart

**Revolutionäre Theater-
Bibliothek**
**Gesammelte Arbeiten für
das Theater, Band 1**

Herausgegeben von
Mechthild Rausch
Zweite Auflage
253 Seiten, DM 32,-
ISBN 3-921402-44-1

**Regierungsfreundliche
Schauspiele**
**Gesammelte Arbeiten für
das Theater, Band 2**

Zweite Auflage
211 Seiten, DM 32,-
ISBN 3-921402-46-8

Deutschsprachige Lyrik
in der Reihe
Frühe Texte der Moderne



Albert Ehrenstein

**»Wie bin ich vorgespannt
den Kohlenwagen meiner
Trauer«**
Gedichte

Herausgegeben von
Jörg Drews
Zweite Auflage
199 Seiten, DM 32,-
ISBN 3-88377-215-1

Franz Richard Behrens

Blutblüte
Die gesammelten Gedichte
Band 1 der Werksausgabe

Herausgegeben von
Gerhard Rühm
383 Seiten, DM 35,-/ Ln. 42,-
ISBN 3-921402-25-5 (Kt.)
ISBN 3-88377-038-8 (Ln.)

Otto Nebel

Das dichterische Werk
Band 1-3

Gesamtausgabe
Herausgegeben von
René Radrizzani
1034 Seiten, DM 75,- (Kt.)
Leinenaussage DM 96,-

61

Januar

(ab 10. Januar)

Absender:

Mit Angabe Ihres Berufes und
Geburtsdatums können Sie uns zur
besseren Kenntnis unserer Leser verhelfen:

☐ ein Probeheft an:

„Ich bestelle Einzelheft(e) gegen Rech-
nung (Monat): _____ (Jahrg.): _____

Alle fragen sich, wer uns finanziert -
Wir uns auch! Konto 571 7004,
Deutsche Bank, BLZ 300 700 10“

An

DÜSSELDORFER
DEBATTE
Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

Karl-Anton-Straße 16

4000 Düsseldorf 1

Ich abonniere die **Düsseldorfer DEBATTE** und ermächtige Sie widerruflich, die fälligen Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Mir ist bekannt, daß ich diesen Vertrag innerhalb von zehn Tagen widerrufen kann. Es genügt eine schriftliche Mitteilung an umseitige Adresse. Maßgebend für die Frist ist der Poststempel. Von dieser Garantie habe ich Kenntnis genommen und bestätige dies durch meine zweite Unterschrift:

Rechtsverbindliche Unterschrift

(Es gilt eine Kündigungsfrist von drei Monaten vor Ablauf des jeweils mit dem Bestellmonat beginnenden Abonnement-Jahres.) Erscheinungsweise: monatlich, außer Juli/August, Einzelheftpreis 15,- DM, im Abo 12,- DM, jeweils plus Versandkosten.

Name: _____ Vorname: _____

Straße/Nr. _____ Telefon: _____

PLZ/Wohnort: _____ Bankleitzahl: _____

Konto: _____ Geldinstitut: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Abbuchungen: vierteljährlich ☐ halbjährlich ☐

Das Abonnement soll ein **Geschenk** sein. Empfänger: